

## Die Solare Residenz Nr. 2082

### Ein ganz normaler Held

von Horst Hoffmann

Im Februar 1304 Neuer Galaktischer Zeitrechnung - entspricht dem Jahr 4891 alter Zeit befindet sich die Bevölkerung der Erde und der anderen solaren Planeten in einer mehr als unangenehmen Situation. Das Solsystem ist von den Arkoniden des Göttlichen Imperiums besetzt, die nach einer großen Raumschlacht die Heimatflotte Sol in die Flucht schlagen konnten. Entscheidend waren dabei zwei Faktoren: Längst werden die Arkoniden von SEELENQUELL beherrscht, einer jungen Superintelligenz, die sich im Zentrum ihres Imperiums eingenistet hat. SEELENQUELL kontrolliert ebenfalls die Posbis, die als Freunde der Menschheit kamen und dann ihre Waffen auf die Terraner richteten. Während Perry Rhodan auf Pforte 3, einer Extremwelt in einem unbekannten Sonnensystem, den Widerstand gegen die Arkoniden und gegen die negative Superintelligenz SEELENQUELL zu organisieren versucht, müssen sich die Menschen auf der Erde mit den neuen Machtstrukturen auseinandersetzen. Manche arrangieren sich mit den Invasoren, die meisten sind erst einmal schockiert. Doch dann formiert sich Widerstand, als Roi Danton die Gruppe Sanfter Rebell organisiert. Für manche Menschen der Erde ist es trotzdem nicht einfach - einer von ihnen ist EIN GANZ NORMALER HELD...

Die Hauptpersonen des Romans:

Banther Richsen - Der Techniker wird mit einer extrem heiklen Aufgabe beauftragt

Tia de Mym - Die junge Frau bewegt sich durch die Bergwelt des Aitiplano.

Plato - Seinen wahren Namen behält der alte Einsiedler lieber für sich.

Kinda Apfer - Die Besitzerin der APFER-Werft bekommt Probleme mit den Besatzern.

Kraschyn - Der Mascant muss sich mit zähem Widerstand auf Terra auseinander setzen.

1. Terra, Mittelmeer 24. Januar 1304 NGZ

»Warte, du... du verdammtes Biest, du! Wir werden schon sehen, wer von uns der Stärkere ist!« Banther Richsen kämpfte. Er kämpfte wie selten zuvor in seinem Leben. Festgeschnallt in seinem Harpuniersitz, hielt er die Angelrute, den Schaft in die Halterung gestemmt, und zog nach Leibeskräften, Gischt spritzte an seinem Boot, der ANTJE, hoch und überschwemmte sein nasses rotes Gesicht. Das Boot schwankte im Wellengang. Die Anzeichen eines drohenden Sturms am Horizont hatte der füllige, behäbige alte Mann zwar längst bemerkt, aber er ignorierte sie angesichts des Kampfes mit dem Fisch. »Zeig dich!« schrie er entfesselt. Seine Kolleginnen und Kollegen auf Malta, in der privaten APFER-Raumschiffswerft, hätten sich, wenn sie ihn hätten sehen können, verwundert und verständnislos angeblickt, denn so kannten sie ihn nicht. Richsen wäre es auch gleichgültig gewesen. Das hier war eine andere Welt, seine Welt, in die ihm niemand hineinzureden hatte.

Ein heftiger Ruck ging durch Richsen, als ob seine Arme abgerissen würden. Er ächzte und bekam für einen Moment keine Luft, nach vorne gerissen in den Gurten. Der verdammte Fisch leistete immer noch Widerstand, mehr, als er je gedacht hätte. Was war es? Er war hier nicht auf der Hochsee, nicht im Atlantik oder im Pazifik, sondern gerade einmal fünfzig Kilometer von Malta entfernt. Hatte er es überhaupt mit einem Fisch zu tun? Richsen musste an die Wiedereinbürgerungsprogramme für Kraken ins Mittelmeer denken, die seit einigen Jahrzehnten liefen. Sogar große Exemplare mussten es sein. Ihr Bejagen war unter hohen Strafen verboten, aber Richsen hatte nie die Absicht gehabt, sich mit Kraken anzulegen. Er war Angler mit Leib und Seele - wenn er sich endlich einmal Urlaub einräumte. Dies war sein erster seit zwei Jahren. Die APFER-Werft arbeitete auf Hochtouren, und er, der Trottel der Fabrik, hatte sich immer wieder verträumen lassen müssen.

»Komm endlich!« schrie er heiser. Er kämpfte um seine Luft und zog. Er hielt die stark gebogene, metallische Angelrute jetzt fast vertikal in der Luft. Sie bog sich weiter, die Leine war straff gespannt. Richsen schwitzte trotz der Jahreszeit und der kühlen Brise, der in sein Gesicht spritzenden Gischt. Sein Herz schlug bis zum Hals. Die Arme zitterten vor Anstrengung. Aber er gab nicht auf - noch nicht. Dies war sein Kampf. Er allein gegen den Fisch. Und dann schäumte es in den Wellen. Zwanzig Meter vom Boot entfernt brach etwas aus dem Wasser, was auf den ersten Blick aussah wie ein Monstrum aus einer alten Horrorgeschichte.

Banther Richsen, der Techniker von APFER, hatte so etwas noch nie zuvor gesehen. Ein Etwas, kaum ein Fisch, mindestens drei Meter lang, aber mit kleinen Armen und Beinen ausgestattet. Vielleicht eine Mutation, vielleicht das Produkt eines verbotenen Genexperiments. Aber hier im mediterranen Meer? Weshalb hatte er nie davon gehört? Er verfolgte doch alle Fachberichte. Die Angelrute entglitt seinen Händen, als er vor Schreck die Kontrolle über seine Glieder verlor. Die automatische Halterung fing sie am Schaft auf. Jetzt kämpfte das Boot allein gegen das Monstrum, und es wurde herumgewirbelt wie ein Kreisel. »Der Motor!« flüsterte Richsen heiser und stieg aus dem Harpuniersitz. Hustend, von neu aufspritzender Gischt überschüttet, wankte er hinunter in die Kabine. Er rutschte schreiend aus und rappelte sich stöhnend wieder auf.

Mit zitternden Fingern startete er den Motor des kleinen Bootes. Alles in ihm bebte. Er hatte den Kampf verloren, ganz egal, um was für eine Art Kreatur es sich gehandelt hatte. Er war nicht stark genug. Nicht einmal hierfür. »Verdammt!« brüllte Banther Richsen. Das Boot nahm Fahrt auf. Der Motor wenigstens er - war stärker als das Biest am Haken. Er schleppte es mit sich. Richsen stieg wieder hoch auf die Planken und sah, wie der »Fisch« dem Boot seinen letzten Kampf lieferte. Blut färbte die See rot. Die Flossen des Ungetüms peitschten das Wasser schaumig. Seine verkümmerten Arme und Beine zuckten wie in Krämpfen. Und dann lag es tot.

»Du hättest es einfacher haben können«, murmelte Richsen und zog die Mütze vor seinem am Ende doch unterlegenen Gegner, auch wenn er es nicht war, der ihn besiegt hatte. Er ließ den Leichnam des Fischmonstrums an Bord hieven und genoss für ein, zwei Augenblicke das Gefühl, doch Sieger gewesen zu sein. Richsen sah sich um. Ohne dass er dies in der Hitze des Kampfes gemerkt hatte, war die Dämmerung über dem Mittelmeer hereingebrochen.

Dann hörte er den Signalton seines Bordtelekoms aus der Kabine. Er bedeutete, dass eine wichtige Nachricht eingetroffen war.

Banther Richsen konnte es nicht glauben. Er hatte zwar in den Nachrichten mitbekommen, dass sich in den letzten Tagen die galaktopolitische Lage extrem zuspitzte, aber dieser Information keine zu große Bedeutung beigemessen. Zum ersten, weil er allgemein nicht an galaktischer Politik interessiert war, und zum zweiten, weil es für ihn - wie wohl für die meisten Terraner - geradezu unvorstellbar war, dass das Solsystem tatsächlich eines Tages fallen würde. Es hatte in der Vergangenheit allen möglichen Bedrohungen aus dem All, auch aus anderen Galaxien, standgehalten. Dem Techniker fielen Begriffe aus seiner Schulzeit ein: die Dolans, der Schwarm...

Entsprechend ungläubig reagierte Richsen auf die Nachricht, dass das arkonidische Kristallimperium den Kampf um das Solsystem gewonnen und Perry Rhodan mit der Heimatflotte Sol die Flucht angetreten habe. Er wollte es nicht wahrhaben, schüttelte immer wieder ungläubig den Kopf und fluchte still vor sich hin. Perry Rhodan und ... aufgeben? Richsen konnte es sich nicht vorstellen, aber jetzt kam eine neue Nachrichtensendung herein. Die Sprecherin verlas einen kurzen Text dann wechselte das Bild, und ein Arkonide, einwandfrei erkennbar an seinem weißen Haar und den roten Augäpfeln, kam ins Bild. Er sprach offiziell im Auftrag der Invasionsstreitkräfte zu den Terranern und Bewohnern der anderen solaren Planeten und Monde und erklärte das Solsystem für okkupiert. Die Terraner hätten sich in die neue Situation zu fügen und auf weitere Anweisungen der Arkoniden zu warten.

»Das darf nicht wahr sein ...«, krächzte Richsen und schloss einen Schrank auf. Er nahm eine Flasche mit Rum heraus und setzte sie an den Mund. Nach zwei Schlucken durchströmte ihn eine wohlige Wärme, und der Schock saß nicht mehr ganz so tief. Das Solsystem erobert ...! Das konnte einfach nicht stimmen. Alles musste sich aufklären. Banther Richsen trank noch einmal, dann setzte er die Flasche ab und verschloss sie, verstaute sie in einer der Taschen seiner dicken Jacke. Er torkelte nach oben, aufs Deck. Das Fischmonstrum lag vor ihm. Die Planken waren vom Blut überspritzt. Das Wesen hatte sich in seinem Kampf den Haken immer tiefer ins Fleisch gerissen. Banther sah den monströsen Leib und empfand auf einmal Mitleid mit der Kreatur. Er hatte sie gar nicht umbringen wollen, sie hatte sich in ihrem Kampf um die Freiheit selbst getötet. Er hatte nur angeln wollen, ganz normale Fische angeln.

Wer ist für so etwas wie das hier verantwortlich? Wer hat so etwas geschaffen? Plötzliche Wut überkam den Techniker von APFER. Dieses stolze, geschlagene Geschöpf erschien ihm auf einmal wie ein Symbol des terranischen Widerstands gegen die Arkoniden - wenn die Nachrichten stimmten. Es hatte bis zum Letzten gekämpft, wie Perry Rhodan sicher auch.

Richsen konnte es nicht anrühren. Er ließ es vom Kran zurück in das Meer hieven und loslassen. Die Leiche schwamm weiter an der Oberfläche und startete ihn aus starren, toten Augen an. Eine Gänsehaut überlief den Techniker. Er zwang sich zurück in den Harpuniersitz und verzichtete diesmal darauf, sich anzuschlagen. Er war viel zu benommen. Wenn er wieder etwas Großes an die Angel bekommen sollte, würde er es mit einer Mikroladung freisprengen. Für einen Kampf mit einem Riesenfisch war für heute sein Bedarf gedeckt. Das Solssystem gefallen, Terra von den Arkoniden besetzt...

Richsen angelte einige kleinere Fische, gerade so viele, wie er brauchte, um seinen Hunger zu stillen. Seit anderthalb Tagen hatte er nichts Vernünftiges mehr gegessen. Der Sturm schickte ihm seine Ausläufer entgegen. Es war nur noch eine Frage von Minuten, bis er voll über ihn hereinbrechen würde. Heftige Böen peitschten das Meer und ließen das Boot schwanken. Banther Richsen würgte und fluchte. Er wurde in seinem Sitz auf dem schwankenden Boot hin und her gerissen, aber immer noch schnallte er sich nicht fest. Seine Finger umkrampften die Armlehnen. Sein schütteres, langes Haar flog im Wind, seine Zähne waren aufeinandergebissen.

Alles in ihm war in Aufruhr. Er hatte Angst, Angst vor einer ungewissen Zukunft. Und diese Angst wollte er bekämpfen, indem er den Kampf gegen die drohenden Naturgewalten aufnahm, ohne Hilfsmittel, nur durch die Kraft seines Körpers, den er auch in der Werft fit hielt. Er, der »trottelige Alte«, konnte es immer noch mit den Jungen aufnehmen. Natürlich zeigte er es in der Werft nicht, geschweige denn machte er davon Gebrauch. Wenn er sich austoben wollte, dann hier, allein auf dem Meer. Er gegen die Elemente. Hier war er wirklich er selbst. Richsen holte die Flasche aus der Tasche und nahm noch einen guten Schluck. Jawohl, hier, auf seinem Boot, seinem ganzen Stolz, fühlte er sich fünf Meter groß. Das Motorboot war seine Festung, sein Bollwerk gegen eine Welt, die ungerecht zu ihm war. Seine Freiheit.

Der Sturm brach mit Urgewalt los. Banther Richsen lachte laut auf und schleuderte die leere Flasche ins Wasser. Tief drückte er sich in den Harpuniersitz und krallte sich fest. Seine Haare und seine Jacke flatterten immer heftiger. Die See wurde aufgepeitscht, das Boot zum Spielball der Wellen und Winde. Aber Banther Richsen, deutlich alkoholisiert, lachte. Er ballte eine Hand. Die ANTJE war unsinkbar. Er war auf ihr sicher. Um sie zu zerstören, brauchte es schon mehr als einen Orkan. »Wir trotzen der See - und Arkon!« schrie der berauschte Techniker. Der Sturm heulte in seinen Ohren. Banther Richsen griff neben sich und befestigte einen Karabinerhaken an seinem Gürtel. Er hustete. Seine Augen tränkten. Sein Verstand sagte ihm, dass er unter Deck gehen sollte, doch sein Zorn und seine Trotzigkeit sagten etwas anderes.

Heftiger Regen peitschte ihm ins Gesicht. Wieder lachte der Techniker von APFER und schrie seine Kampfansage in den Sturm. Eine Stunde später war alles vorbei. Das Meer beruhigte sich, und das Boot trieb leicht auf den Wellen. Banther Richsen war zufrieden mit sich und mit seinem Kampf gegen die Elemente. Er ging hinab in die Kabine, zog sich aus und bereitete sich die erbeuteten Fische zu. Jetzt hatte er Hunger. Und nachdem er gegessen hatte, legte er sich schlafen. Die Automatik würde das Boot sicher steuern, wie auch vorhin im Sturm.

Es vergingen Wochen, in denen die See ruhig lag und Banther Richsen nach Herzenslust angelte. Sein kleiner Trivideo-Empfänger vermittelte ihm die neuesten Nachrichten. Die Arkoniden machten sich überall breit. Alle großen Städte und industriellen Zentren wurden von ihnen besetzt, über den Hochhäusern der Metropolen standen die Schiffe der Okkupanten. Eines stand für den Techniker fest: Solange Perry Rhodan nicht kam und die »Rotaugen« wieder verjagte, würde er mit seinem Boot das Land nicht wieder anlaufen, weder seinen Heimathafen auf Malta noch einen anderen. Vorräte hatte er noch für weitere Wochen, und sein Aufbereiter lieferte frisches Trinkwasser. Gegen die Gräuel, die sich höchstwahrscheinlich in Terras Städten abspielten, war das Mittelmeer geradezu ein Hort der Sicherheit. Jedenfalls glaubte Richsen das - bis zu dem Tag, an dem von Westen wieder ein Sturm aufzog.

Diesmal war er nüchtern und blieb unter Deck. Er selbst steuerte die ANTJE, seine ganz private Zuflucht vor dem Leben, dem er sich eigentlich nicht recht gewachsen fühlte, durch die aufgewühlte See. Es war bereits Nacht, und der Sturm zerte an dem Boot. Es blitzte und donnerte. Für Richsen war das keine neue Erfahrung - aber das, was er dann hörte und auf seinem kleinen Ortungsschirm sah, schon. »Heilige Milchstraße«, stöhnte der Techniker. »Was ist das?« Er rannte die Stufen hoch, dann aus der Kabine und hinaus auf Deck, in den prasselnden Regen. Das musste er mit eigenen Augen sehen. Es war gewaltig, und es näherte sich schnell von Norden her. Ein Brausen erfüllte die Luft, wie er es noch nie gehört hatte. Es übertönte den Sturm schon jetzt.

Banther Richsen hielt sich mit der linken Hand an einer Leine fest, die rechte legte er flach über die Augen, als er den Kopf in den Nacken legte. Ein Blitz blendete ihn, der Donner folgte zwei, drei Sekunden später. Doch das Brausen erstickte alles andere. Und dann sah Richsen noch unter den tiefhängenden Gewitterwolken einen gewaltigen Schatten in der Luft, aus Richtung Sizilien kommend nach Süden fliegend. Der Schatten zog direkt über ihm hinweg. Richsen duckte sich unwillkürlich, als er begriff, was da knapp über dem Mittelmeer Richtung afrikanische Küste dahinschoss.

»Ein Raumschiff!« schrie er in den Sturm. »Ein arkonidisches Raumschiff! Seid ihr von allen guten Geistern verlassen?« Eine Bö fegte ihn fast von den Planken. Der Mann hielt sich fest, ohne den Blick von dem Koloss zu nehmen, der den Himmel auszufüllen schien, von Blitzen illuminiert, mit dem Getöse eines urweltlichen Ungeheuers. Das Schiff, es musste ein arkonidisches Schlachtschiff sein, bot so einen gewaltigen, beinahe allmächtigen Eindruck, dass Banther fast das Herz stehenblieb. Mächtig zog es über ihn hinweg, trotz seiner großen Geschwindigkeit fast wie in Zeitlupe. Der Lärm war nicht mehr auszuhalten. Richsen schrie, hörte aber seine eigene Stimme nicht mehr. Für bange Augenblicke fürchtete er, es müsse ihn zerschrammen, dann war es über ihn hinweg und jagte weiter seinem unbekannten Ziel entgegen. In seinem gewaltigen Sog brach ein Sturm los, gegen den das Unwetter von zuvor ein mildes Lüftchen darstellte.

Banther Richsen wurde von Bord gerissen. Seine Hand ließ das Seil los, und noch ehe er sich's versah, flog er vom Boot herunter und tauchte in die sturmgepeitschten, hohen Wellen des Meeres. Er kam nicht dazu, um Hilfe zu rufen wen auch? Ein letzter Blick, als er in einem Wellental hochgespült wurde, traf die schon viele Meter entfernte, halb auf der Seite liegende ANTJE. Dann wurde es dunkel um ihn.

## 2. Terra, Altiplano 17. Februar 1304 NGZ

Tia de Mym blieb außer Atem stehen und schulterte ihre Ausrüstung ab, legte sie auf einen länglichen, gut einen Meter hohen Findling. Sie selbst ließ sich vor dem Brocken zu Boden und öffnete eine Dose mit kaltem Energizer-Getränk. Es tat gut, die Flüssigkeit auf den Lippen zu spüren. Seit dem Morgen hatte sie keine Rast gemacht, und in diesem Teil Terras, im bolivianischen Hochland, zwischen den Ketten der Anden, herrschte gerade Sommer. Tia schätzte, dass sie augenblicklich an die 3900 Meter hoch war, im tropischen Hochgebirgsklima. Die Luft war bereits dünn, aber Tias Konstitution machte das nicht viel aus. Sie kam zurecht und hatte gewusst, worauf sie sich einließ. Dabei hinterließ sie auf den ersten Blick einen eher zerbrechlichen Eindruck. Tia de Mym war 35 Jahre alt und 1,69 Meter groß, wirkte dabei äußerst schlank. Erst beim zweiten Hinsehen merkte man an ihren Bewegungen, dass sie sportlich durchtrainiert und keinesfalls schwächlich war.

Sie sah sich um. Ihren Augen bot sich das gleiche Bild wie seit Tagen: einsame, trostlose Gebirgssteppe, von Kakteen und ähnlichen Gewächsen eingenommen. Es gab nur sehr wenige alte, ausgetretene Pfade. Einem davon war sie die letzten zwei Tage gefolgt, ohne festes Ziel. Sie kannte solche Wege. Im Laufe der Jahre war sie mitunter wochenlang einsam und auf sich selbst gestellt gewesen. Mit der Zeit gewöhnte man sich daran. Schlafsack, Zelt, Vorräte und einige wenige zusätzliche Ausrüstung - das war alles, was sie bei sich hatte. Und es genügte ihr. Tia liebte diese Einsamkeit. Sie liebte die Natur, vor allem die unberührte. Sie gab ihr Kraft und Freude am Leben. Irgendwann würde sie auf einen Menschen stoßen. Dann konnte sie vielleicht mit ihrer Arbeit beginnen.

Das einzige, was momentan nicht in die friedliche Idylle passen wollte, waren die drei kleinen Raumschiffe, die etwa zwanzig Kilometer östlich von ihr reglos in der Luft hingen. Es waren Sechzig-Meter-Raumer vom Typ Korvette, zweifellos arkonidische Schiffe. Nach der verheerenden Schlacht um das Solssystem konnte es gar nicht mehr anders sein. Nicht einmal hier, in einer der entlegensten Gegenden der Erde, schien man den Nachwehen dieses Kampfes entgehen zu können. Selbst hier demonstrierten die Sieger ihre Überlegenheit. Tia de Mym ruhte sich eine halbe Stunde lang aus. Dann federte sie in die Höhe und schnallte sich ihr Gepäck wieder um. Die junge Frau mit den kurzen, wirr abstehenden rotblonden Haaren, den grünen Augen und den Sommersprossen um die Nase ging weiter nach Westen. Es gab keinen Weg mehr. Sie musste ihn sich zwischen Sukkulenten, hohen Gräsern und tage alten Regenpfützen hindurch selbst bahnen. Im Zweifelsfall half eine Art Machete, die ihr schon gute Dienste geleistet hatte -

obwohl es ihr um jede Pflanze leid tat, die sie in Stücke hauen musste, weil sie ihr den Weg versperrte. Tia liebte die Natur, und dies war eines der letzten original belassenen Paradiese der Erde. Sie konnte den Ursprung geradezu einatmen.

Sie marschierte weiter, stieg Anhöhen hinauf und hinab, und immer wenn sie sich von einem Gipfel aus umsah, sah sie die drei arkonidischen Korvetten am Himmel, unverändert ihr Standort. Sie standen dort, als kontrollierten sie etwas. Oder bewachten sie etwas? Tia sprach während einer weiteren Rast Notizen in einen winzigen Recorder an ihrem Hals. Die Sonne sank bereits hinter den Gipfeln herab. Ihre letzten Strahlen stachen wie Speere durch die Luft. Tia wendete geblendet den Blick ab und sah zum hundertsten Mal zurück zu den drei Arkon-Schiffen. Sie sah sie auch noch am Himmel, als sie ihr Zelt sich aufblasen ließ und hineinkroch.

Am anderen Morgen waren sie immer noch da. Tia de Mym rollte das Zelt zusammen, aß und trank etwas von ihren Vorräten. Dann lud sie ihre Ausrüstung wieder auf den Rücken und begann ihren Tagesmarsch. Diesmal führte er sie nach Südosten, also wieder ein wenig näher an die drei Raumer heran. Sie musste von ihrer Machete Gebrauch machen, wenn die Kakteen zu dicht standen. Einmal benötigte sie die Metallklinge, um eine ihr unbekannte, möglicherweise giftige Schlange abzuwehren. Und mehrere Male fingerte sie mit der Spitze an einer seltsamen Pflanze herum, die wie Klee aussah. Aber Klee hatte seltsamerweise hier in den Anden absolut nichts zu suchen. Es war Mittag, als sie die Hütte sah. Eine Viertelstunde später stand Tia vor ihr.

Es handelte sich nicht um ein Fertigprodukt, das erkannte sie sofort, sondern um einen primitiven Eigenbau, hier mitten in der Bergwildnis. Vor ihr stand ein altersschwacher Gleiter, der vermutlich nicht mehr benutzt wurde. Tia de Mym entschied sich, die Hütte aufzusuchen und ihren eventuellen Bewohner zu bitten, ihr hier, fernab jeglicher Zivilisation, für einige Zeit Zuflucht zu gewähren. »Ist hier jemand?« rief sie laut. Sie bekam keine Antwort. Tia trat geduckt durch die offenstehende Tür der Hütte. Sie nahm eine kleine Lampe aus einer ihrer Taschen und leuchtete. Niemand war zu sehen. An einer Seite der Hütte, unter einem kleinen Fenster, erhob sich eine Liege. Die Laken waren unordentlich zurückgeschlagen. Neben dem Kopfende erkannte Tia eine Flasche. In der Mitte der Hütte stand ein kleiner Tisch mit Essensabfällen darauf. Auf der anderen Seite war nichts.

Tia nahm ihr Zelt und ihren Schlafsack vom Rücken und rollte den Sack auf dem Boden aus. Erst danach machte sie sich auf die Suche nach dem Bewohner der Hütte. Er konnte auf Jagd sein und erst spät am Tag zurückkommen, vielleicht erst in der Nacht. Er konnte aber auch... hinter ihr stehen? Für einen Moment hatte Tia dieses Gefühl. Sie wirbelte herum, die Hand am Griff der Machete, die in ihrem Stiefel steckte. Aber da war nichts, nur Luft. Tia atmete tief durch und verließ die Hütte wieder durch die niedrige Tür. Als sie sie umrundete - was sie früher hätte tun sollen, sie wusste das -, sah sie die halb großen Bretterverschlüsse und den Mann, der vor ihnen stand. »Ich habe dich rufen hören«, sagte er, ohne sich umzudrehen. »Warum hast du dann nicht geantwortet?« fragte Tia. »Warum sollte ich? Ich wusste doch, dass du mich hier finden würdest.« »In diesen Zeiten wäre ich nicht so unvorsichtig«, sagte die junge Frau. »In diesen Zeiten?«

Der Mann drehte sich zu ihr um, und Tia sah in ein altes, wettergegerbtes Gesicht mit weißen Haaren und weißem Bart. Der Alte hatte offenbar bis jetzt an seinen Bretterverschlüssen gearbeitet. Ein helles Summen erfüllte nun die Luft. »Nun ja«, sagte Tia. »Ich meine ... Hast du die Nachrichten noch nicht gehört?« »Ich habe keinen Empfänger«, antwortete der alte Mann. »Von welchen Nachrichten sprichst du?« Tia hatte die Antwort schon auf der Zunge. Doch sie brachte es nicht übers Herz, dem alten Mann die Wahrheit über die Aufgabe des Solarsystems zu berichten. Er schien glücklich in der Abgeschiedenheit zu sein, wahrscheinlich hatte er sie sogar gewählt. Er war ein Eremit im 14. Jahrhundert Neuer Galaktischer Zeitrechnung, und das forderte seinen Respekt. »Nicht so wichtig«, sagte sie deshalb.

»Kann ich deinen Namen erfahren?« »Ich heiße Plato«, sagte der Alte. »Nur Plato.« »Und ich bin Tia de Mym. Ich freue mich, dich kennenzulernen, Plato. Wie ist es, kann ich in deiner Hütte übernachten? Ich würde dir bestimmt nicht zur Last fallen.« »Du kannst mein Gast sein«, sagte der Alte. »Nur tu mir einen Gefallen und schaffe deine stinkenden Socken nach draußen!« Damit verabschiedete er sich von seinen Verhauen und ging hinüber zur Hütte. Er hatte nicht gefragt, wer sie war und was sie hier in diesem tropischen Ödland suchte. Stinkende Socken!

Tia de Mym hatte noch nie stinkende Socken besessen. Aber bitte, wenn ihr Gastgeber es durchaus wollte... Das Summen aus den Verschlüssen Tia ging vorsichtig näher heran. Und da sah sie etwas, das ihr für einen Moment das Herz stillstehen ließ. »Das hältst du nicht aus«, murmelte sie. »Bienen!« Dieser alte Mann, Plato, war ein Imker! Und das war das Beste, was Tia de Mym hatte begegnen können.

Plato hatte einen einfachen, batteriebetriebenen Lichtspender auf dem Tisch aufgestellt, der das Innere der Hütte leidlich gut erhellte. Er saß auf einem selbstgezimmerter Stuhl und schnitt mit einem Messer Brot. Tia staunte. Sie konnte sich gut vorstellen, ja war fast sicher, dass er es selbst gebacken hatte. Vor ihm auf der Tischplatte standen Gefäße mit Fett, Fleischkonserven und Honig. Tia, die auf ihrem Schlafsack am Boden hockte, beobachtete schweigend, wie der alte Mann sich sein Abendbrot zubereitete. Der Schein des Lichtspenders, der nahe vor ihm stand, zeichnete die Konturen seines Gesichts nach.

Wie viele Jahre mochte er auf dem Buckel haben? Wie lange lebte er schon hier draußen, abgeschnitten von der Zivilisation? Tia glaubte in seinen Augen eine tiefe Weisheit zu sehen. Seine Falten waren tief eingegraben. Die junge Frau hatte hundert Fragen an Plato, aber sie wusste, dass es vorerst besser war, zu schweigen. Er würde von sich aus den Anfang machen, wenn die Zeit da war. Jetzt schwieg er noch, wie er vielleicht viele Jahre über geschwiegen oder nur mit seinen Bienen geredet hatte.

Was hatte ihn in diese Einsamkeit getrieben? War es etwas gewesen, was ihn so tief verletzt hatte, dass er der Gesellschaft anderer Menschen so weit wie möglich entsagt hatte? War er in den Zeiten der Simusense aufgewachsen und war mit der Umstellung nach Ende der Monos-Diktatur nicht fertig geworden?

Plato reichte ihr eine mit Honig geschmierte Scheibe von seinem Brot. Sie nickte dankbar, griff zu. Sie besaß gemischte Gefühle, was diese Art von Hausmannskost anbetraf, aber als sie hineinbiss, stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass es ihr so 'gut schmeckte wie lange nichts mehr. Selbstgebackenes Brot, von den eigenen Bienen gelieferter süßer Honig - das war etwas anderes als ihre Dosenkost und die Konzentratwürfel, von denen sie sich sonst auf ihren Touren ernährte.

»Es schmeckt ausgezeichnet«, sagte sie, als sie aufgeessen hatte. »Du stellst das alles selbst her? Auch die Fleischkonserven?« »Mmmh«, machte der alte Mann nur. »Das heißt, du gehst auch jagen? Manchmal?« »Mmmh...« Tia seufzte. »Ich merke, ich frage zuviel. Dabei hatte ich mir vorgenommen ...«

Schweigend aß er, schweigend sah sie ihm dabei zu. Am Ende gab er ihr noch eine Scheibe Brot mit Honig. Dann stand er auf, entkleidete sich bis auf die graue Unterwäsche und kroch unter die Decken auf seiner Liege. Ohne gute Nacht zu wünschen, drehte er sich auf die Seite und schloss die Augen. Tia runzelte die Stirn. Sie glaubte nicht, dass es Unhöflichkeit von ihm war. Plato war es nur nicht mehr gewohnt, andere Menschen um sich zu haben. Umso höher war seine Bereitschaft einzuschätzen, sie für eine gewisse Zeit als Gast bei sich zu dulden. Tia de Mym seufzte und kroch in ihren Schlafsack. Kaum lag sie, da hörte sie auch schon die Schnarchtöne von der anderen Seite der Hütte. Sie lag lange wach. Viele Gedanken jagten ihr durch den Kopf.

Als sie am anderen Tag erwachte, war Plato schon auf. Jedenfalls war seine Liege verlassen und die Hütte leer. Die Tür stand offen. Tia de Mym schälte sich aus dem Schlafsack, gähnte und reckte sich. Als sie aufstand, sah sie, dass auf »ihrer« Seite des Tisches zwei Honigbrote lagen. Dazu kamen ein leerer Becher und eine Thermoskanne mit grünem Tee. Plato hatte ihr ein Frühstück bereitet. Tia nickte beeindruckt und aß. Der Tee duftete verführerisch. Tia kam zum Bewusstsein, dass dies ihr erstes Frühstück aus »erster Hand« war - kein Essen vom Servo, nichts aus dem Automatenrestaurant, kein Fast food. Dies hier war Natur pur, und sie liebte es.

Als sie fertig gefrühstückt hatte, fehlte ihr nur noch eine Waschgelegenheit für die Morgenhygiene. In der Hütte fand sie nichts, also trat sie hinaus und sah Plato bei den Bienenstöcken. »Danke fürs Frühstück«, sagte sie, als sie zu ihm gegangen war. »Einen guten Morgen wünsche ich.« »Dort drüben kannst du dich waschen«, antwortete er und zeigte nach rechts, hinter die Hütte. Und das war schon wieder alles. Tia zuckte mit den Achseln und ging zu einem Bottich voller Regenwasser. Sie verließ sich darauf, dass es ohne schädliche Keime war, und wusch sich.. Als sie sich die Zähne geputzt und das Gesicht abgetrocknet hatte, ging sie wieder zu dem alten Imker und seinen Verschlüssen. Er machte sich an einem Stock zu schaffen, umgeben von einer Wolke von Bienen, die ihn summend umschwirrten. Jetzt erst fiel ihr auf, dass er keinen Gesichtsschutz trug.

»Stechen sie nicht?« fragte die junge Frau. »Du brauchst keine Angst zu haben«, erhielt sie zur Antwort. »Diese hier nicht. Es handelt sich um eine

genetisch veränderte Abart der *Apis dorsata*, der ursprünglichen Riesenbiene.« »Aha«, sagte sie. »Bis jetzt wusste ich gar nicht, dass es in Südamerika überhaupt Bienen gibt.« »Früher gab es sie hier auch nicht. Sie wurden allein durch den Menschen verbreitet.«

»Ach so?« »Ja«, sagte Plato, ohne sie anzusehen. »Und dass sie überhaupt hier leben können, verdanken wir einer in jüngster Zeit hier eingeführten speziellen Kleesorte, die im Hochland existieren kann und eine natürliche ökologische Nische ausfüllt.« Der Klee! Tia erinnerte sich. »Ich habe solche Kleefelder gesehen und mich darüber gewundert, sie hier anzutreffen«, berichtete sie.

Plato lachte trocken und hustete. »Du bist nicht dumm. Dann kannst du dir auch vorstellen, dass meine Bienen weit fliegen müssen, oft bis zu zwanzig Kilometer, um die zum Leben notwendigen Kleefelder aufzuspuern. Das ist leider eine Tatsache, die sich auf ihre Energiebilanz äußerst nachteilig auswirkt. Ich muss dem Volk häufig zuckerhaltige Lösungen beifüttern, die den Nahrungsmangel auszugleichen helfen.« »Wie lange brauchen die Bienen denn bis zu den Feldern?« fragte Tia. Sie war beeindruckt von der plötzlichen Auskunftsfreudigkeit des alten Mannes. Wenn es um seine Bienen ging, schien er geradezu aufzutauen. »Das ist unterschiedlich«, wurde sie belehrt. »Bienen können pro Stunde bis zu fünfzig Kilometer zurücklegen. Guter Durchschnitt sind eher zwanzig bis dreißig.«

»Allerhand«, sagte Tia gedehnt, während ihre Gedanken kreisten. »Dann sind sie ja doch relativ rasch bei ihren Weidegründen.« »Stell es dir nicht zu einfach vor, mein Kind. Die Honigproduktion ist in der kargen Landschaft des Altiplano eine mühselige Angelegenheit. Der Energiebedarf der Bienen ist auf genetischem Weg optimiert, sie wurden ihrer für Bienen schwierigen Umgebung angepasst. Aber auch wenn sie in einer Stunde bei ihren Feldern sind, will das noch nicht viel heißen.« Tia gab keine Antwort und stellte keine weitere Frage mehr. Ihre Gedanken drehten sich um einen ganz speziellen Aspekt... Doch Plato redete von sich aus weiter.

Über Bienen, Bienen und nochmals Bienen. Über seine Arbeit und die Freude, die sie ihm machte - aber auch über die Mühen und Schwierigkeiten. »Die Königin«, sagte er schließlich, »produziert momentan mit Hochdruck Nachwuchs für den Bienenstaat. Schließlich ist Sommer. Das kleine Volk ist inzwischen auf über fünfzigtausend Arbeiterinnen plus Königin angewachsen.« »Das alles ist sehr beeindruckend«, meinte Tia, und sie meinte es ehrlich. »Ja«, sagte Plato. Und dann schwieg er wieder. Tia sah ihm weiter bei der Arbeit zu. Bienen umschwirrten auch sie und setzten sich auf ihre Haut und die Bekleidung. Anfangs war Tia unsicher und etwas scheu, aber das legte sich, als sie auch nach einer Stunde noch nicht gestochen worden war. Eine Stunde - zwanzig bis dreißig Kilometer, vielleicht mehr ...

Mittags aßen sie zusammen auf einer Holzbank vor der Hütte. Plato verzehrte aus einer Schale irgendein abgekochtes Grünzeug, während Tia sich in diesem Fall mit ihrer Konzentratnahrung begnügte. Aber sie nahm sich vor, den Imker bei Gelegenheit danach zu fragen, wovon er sich hier in der Wildnis ernährte. Hatte er so etwas wie einen Gemüsegarten angelegt? Sie erfuhr es früher, als sie gedacht hatte. »Heute habe ich bei den Stöcken nichts mehr zu tun«, sagte Plato, nachdem sie gegessen hatten. »Ich werde meine Felder inspizieren.« Er stand auf und ging zum Wasserbottich, um seine Schale abzuspuen. Dann verschwand er in der Hütte und kam nach zehn Minuten mit neuer, leichterer Kleidung wieder heraus.

Er musterte Tia, als sähe er sie zum erstenmal. »Hast du Lust, mich zu begleiten?« fragte er dann. Tia de Mym ahnte, dass es eine Auszeichnung für sie war. Umso freudiger nahm sie an. Bei Tageslicht konnte sie ihren Plan ohnehin nicht verwirklichen. Sie marschierten einen schmalen Weg entlang, den wahrscheinlich Plato angelegt hatte. Die Sonne stach von einem wolkenlosen Himmel- und im Osten waren die drei Schiffe der Arkoniden zu sehen, die über dem Land standen wie stumme Wächter. Plato drehte sich kein einziges Mal nach ihnen um. Wenn er sie gesehen hatte, zeigte er es nicht. Tia fragte sich, ob er tatsächlich nicht wusste, was im Solssystem geschehen war. Falls es so war, dann wusste sie nicht, ob sie ihn beneiden oder bedauern sollte.

Nach drei Stunden Fußweg erreichten sie in einem Tal ein dürres Feld, etwa quadratisch und rund dreißig Mal dreißig Meter groß. Plato hatte die ganze Zeit über geschwiegen. Jetzt machte er mit beiden Armen eine Geste, die wohl das ganze Feld umfassen sollte. »Das ist eines meiner Gemüsebeete, mein Kind«, sagte er mit leichtem Pathos in der Stimme. »Ab und zu komme ich her und ernte - im Sommer. Im Herbst muss alles umgegraben und gedüngt werden, und im Winter habe ich nichts zu tun. Im Frühjahr wird wieder gesät, mit den Samen aus den alten und in die Blüte gekommenen Pflanzen. Ab und zu muss ich hacken, das ist alles.« »Und warum züchtest du dein Gemüse nicht gleich bei deiner Hütte?« fragte Tia. »Es würde dir doch den weiten Weg ersparen.«

»Das Geheimnis«, antwortete Plato, »ist die Erde. Mein Gemüse wächst zwar fast überall, aber nur hier gedeiht es so gut.« Tia sah fast melonengroße grüne Köpfe, mit denen sie nicht viel anfangen konnte. Sie hatte nie zuvor in ihrem Leben ein richtiges Gemüsebeet gesehen und kam sich vor wie eine Schülerin. Ihre Achtung vor dem alten Imker stieg. Sie beobachtete Plato dabei, wie er vier von den Köpfen erntete und in einen mitgeführten Sack steckte. Dann verschloss er den Sack und warf ihn sich über die Schulter. Er nickte ihr auffordernd zu, zeigte dabei nach Norden.

Im Laufe des Nachmittags erntete der alte Mann eine Kakteenweide ab und sah nach einem weiteren Gemüsegeld, auf dem Wurzelfrüchte wuchsen. Auch hiervon nahm er in einem zweiten Sack einige mit. Am Abend erreichten sie schließlich wieder die Hütte, und Plato verstaute seine Ausbeute in einem Erdloch unter drei breiten Brettern. Nur von den Kaktusgewächsen behielt er eines bei sich. Er aß und trank nichts zu Abend außer einer Schale voll ausgepresstem Kakteenensaft. Danach begab er sich ausgesprochen früh zur Ruhe, aber im Licht des Spenders konnte Pia sehen, was wirklich mit ihm los war.

Plato lag mit offenen Augen auf dem Rücken und zuckte manchmal leicht mit den Lidern und den Mundwinkeln. Sie sah seine braunen Zähne, wenn er lautlos lachte und seine Brust sich hob und senkte. Die Pupillen waren unnatürlich geweitet, und Tia wusste: Er befand sich im Rausch.

Die junge Frau hatte von Pilzen und Kakteen gehört, die so etwas verursachen, und von den legendären alten Naturvölkern, die um die Geheimnisse der Pflanzen gewusst hatten. Ihre Medizinnänner und Schamanen hatten Peyote zu sich genommen und dabei eine Weisheit erfahren, die dem zivilisierten Menschen niemals zugänglich geworden war. Plato war, auf seine Weise, wie einer von ihnen. Auch er war mit der Natur verwurzelter als irgendein Mensch, den Tia bisher kennengelernt hatte.

Sie bewunderte ihn dafür, verehrte ihn fast. Einen Augenblick lang war sie in der Versuchung, den Rest der Kaktee, der von Plato nicht genommen worden war, auszupressen und die Wirkung der Droge an sich selbst auszuprobieren, aber aus zwei Gründen ließ sie es sein. Der Konsum von derlei Extrakten war für einen Laien wie sie nicht ungefährlich. Es konnte sein, dass sie dabei verrückt wurde. Und zweitens hatte sie noch etwas zu tun in dieser Nacht. Tia kroch in ihren Schlafsack und löschte das Licht. Auch sie lag auf dem Rücken, mit offenen Augen, aber das hatte einen anderen Grund.

Manchmal hörte sie Plato leise kichern oder etwas in einer Sprache flüstern, die sie nicht verstand. Vielleicht redete er mit oder zu irgendeiner ihr unbekannten Gottheit - oder mit dem Universum selbst. Die Stunden vergingen, und endlich, es war fast Mitternacht, hörte sie nichts mehr von ihrem Gastgeber. Der alte Mann schien über seine süßen Träume eingeschlafen zu sein. Sie hoffte es, denn bald musste sie sich an ihr Werk machen. Tia de Mym wartete eine halbe Stunde, dann schlüpfte sie so leise wie möglich aus ihrem Schlafsack, setzte eine Nachtsichtbrille auf, die sie aus einer Tasche ihrer Kombination geholt hatte, und stand auf.

Plato hätte sie nicht mehr sehen können, selbst wenn er wach gewesen wäre. Denn Tia war unsichtbar, als sie die Hütte verließ; unsichtbar mit Hilfe eines Deflektors...

3.

Terra, Mittelmeer

17. Februar 1304 NGZ

Ein Blitz zischte neben ihm ins Wasser, und der fast gleichzeitige Donnerschlag riss ihn aus seiner Ohnmacht. Banther Richsen schnappte nach Luft. Zu seinem Glück befand sich sein Kopf über Wasser. Gierig sog er die Luft in seine Lungen. Die Arme gehorchten ihm wieder, automatisch. Er japste wie ein Fisch und arbeitete mit allen vier Gliedmaßen, nur um an der Oberfläche zu bleiben. Dabei half ihm die in den Kragen seiner Jacke integrierte, automatische Schwimmweste, die ihn jetzt, nachdem der schlimmste Sturm abgeflaut war, über Wasser hielt. Vorher hatte sie ihm nicht helfen können, aber die von dem Schlachtschiff verursachte Turbulenz war längst vorbei. Doch das Unwetter tobte nach wie vor und war schlimm genug.

Richsens wasserfeste Thermobekleidung sorgte für konstante Körpertemperatur. Es war tiefe Nacht. Im grellen Licht der Blitze sah der Techniker

sein Boot, die ANTJE, auf den Wellen schaukeln, keine zwanzig Meter von ihm entfernt. Seine Hände fanden die Leine, die ihn mit dem Motorboot verband. Die Erinnerung kehrte schlagartig zurück: Er hatte sich wieder festgehakt, bevor er über Bord gespült worden war. Eine automatische und instinktive Handlung, unbewusst: der Griff zur Leine und den Karabinerhaken in die Schlaufe am Gürtel.

Banther Richsen wurde wieder von einer Welle überspült. Es blitzte und donnerte ohne Unterlass. Abermals tauchte er auf. Regen und Gischt schlugen ihm ins Gesicht. Er schnappte mit offenem Mund nach Luft. Dann hatte er die Hände an der Leine und hangelte sich an ihr zum Boot zurück, Griff um Griff, Meter um Meter. Viel zu langsam schien das Boot näher zu kommen. Dabei konnte er im Grunde genommen froh sein, so weit abgetrieben worden zu sein. Hätte der Sturm ihn während seiner Bewusstlosigkeit gegen den Rumpf geschleudert, wäre er möglicherweise schwer verletzt worden und nicht mehr aufgewacht. Immer noch halb benommen, zog sich Richsen weiter auf die ANTJE zu, die von den Wellen geschaukelt wurde, aber nicht mehr quer lag. Ihn fröstelte es, obwohl ihm nicht kalt sein konnte. Nur noch wenige Meter im Kampf gegen die aufgewühlte, peitschende See ...

Und dann hatte er es geschafft. Seine rechte Hand griff an die Seite des Bootes, bekam eine Leine zu fassen. Er holte tief Luft und aktivierte all seine Kraft. In einer schier übermenschlichen Anstrengung gelang es ihm, sich an Bord zu ziehen. Danach lag er für mehrere Minuten auf dem Rücken und spuckte Wasser, während neben, hinter und vor ihm die Blitze ins Wasser zuckten. Als Banther Richsen sich kräftig genug fühlte, arbeitete er sich auf seine Füße und stemmte sich gegen den Wind, auf den Treppenabgang zu, der hinunter in die Kabine führte. Er schaffte nur die halbe Strecke, dann rutschte er auf den glitschigen Planken aus und schlug hart mit dem Hinterkopf auf. Banther verlor zum zweitenmal das Bewusstsein.

Als er diesmal wieder zu sich kam, war der Sturm vorbei - hoffentlich endgültig. Richsen stemmte sich auf die Beine, wobei er Sterne vor den Augen sah. Es war immer noch Nacht. Er erinnerte sich, wohin er hatte gehen wollen, und setzte den Weg fort, ging hinunter in die Steuerkabine. Das Licht an Bord funktionierte noch, aber das Trivideo-Gerät und die Behälter, in denen er seine Vorräte aufbewahrt hatte, waren von den eingedrungenen Wassermassen, die mittlerweile vom automatischen Pumpensystem entfernt worden waren, zerstört worden. Die ANTJE musste überschwemmt worden sein.

Banther Richsen ließ sich auf einer feuchten Koje nieder und schloss die Augen. Kein Kontakt mehr zur Außenwelt, keine Nahrung mehr. Er trieb ohne Vorräte etwa fünfzig Kilometer vor Malta durch das Mittelmeer. Wie lange sollte er das durchhalten? Von Fischen allein konnte er sich notdürftig ernähren. Aber was war ohne die Wasseraufbereitungsanlage, die ebenfalls ruiniert war? Schon jetzt hatte Banther einen wahnsinnigen Durst. Er wusste, welche Möglichkeit ihm noch blieb - die einzige. Er musste zurück, zurück nach Malta, ob die Arkoniden nun dort waren oder nicht. Er hatte gar keine andere Wahl, wenn er nicht mitten in einem Meer voller Salzwasser elend zugrunde gehen wollte. Vier, fünf Tage konnte er das Ende wohl noch hinauszögern, aber dann... Banther Richsen nahm Kurs auf Malta, kurz nachdem die Sonne am Horizont aufgegangen war.

Malta - dieser terranische Verwaltungsbezirk bestand im 14. Jahrhundert NGZ aus der Hauptinsel Malta sowie den Inseln Gozo, Comino, Cominotto und Filfa, rund 95 Kilometer südlich von Sizilien. Alle fünf Inseln zusammen brachten es auf 316 Quadratkilometer Fläche, wovon allein 246 Quadratkilometer auf die Hauptinsel entfielen. Die Hauptstadt war Valletta an der Nordküste der Hauptinsel. Viele ländliche Siedlungen dominierten das waldlose Eiland aus tertiärem Kalk- und Sandstein, meist steil zum Meer abfallend. Die höchste Erhebung Malts brachte es auf nicht mehr als 253 Meter über dem Meeresspiegel. Die gebuchtete Küste bildete prächtige Naturhäfen.

Banther Richsen fuhr den großen Hafen von Valletta an und fand einen Liegeplatz zwischen den Jachten der Reichen, die hier Urlaub machten oder ganzjährig lebten. Nachdem er das Boot vertäut hatte, ging er an Land, müde und ausgelaugt. Es war bestes Wetter, vom Sturm keine Spur mehr. Das Thermometer zeigte 14 Grad Celsius. Was er zunächst brauchte, waren etwas zu trinken und eine Mahlzeit für seinen knurrenden Magen - danach Schlaf. Hinterher konnte er sich bei der Verwaltung in Valletta erkundigen, wie es um die Besatzung der Arkoniden und die Konsequenzen auf der recht unwichtigen Insel bestellt war.

Doch aus Richsens Plänen wurde nichts. Im Hafen wartete bereits eine dringende Nachricht auf ihn. Banther Richsen sollte sich unverzüglich in der APFER- Werft melden. Ein Arkonide hätte dort nach ihm gefragt... Der Techniker stieß eine Verwünschung aus. Halb aus Trotz, halb aus Furcht vor dem, was ihn erwartete, verzehrte er in einem Schnellimbiss vier Titan-Taler und trank eine Literflasche Orangensaft leer, obwohl ihm in seinem Gemütszustand eher nach Wein zumute gewesen wäre. Aber wer wusste, was ihn erwartete? Es war sicher besser, wenn er nüchtern blieb und seinen Weg zur Werft antrat.

Ein Arkonide hatte nach ihm gefragt? Ausgerechnet nach ihm? Banther Richsen ließ sich den Rechnungsbetrag von seiner Kreditkarte abbuchen und ging zu den Mietgleitern, programmierte den Kurs :und hob ab, einem ganz und gar ungewissen Schicksal entgegen. Es lauerte ein verdammt flaes Gefühl im Magen, aber das kam jetzt nicht mehr vom Hunger.

Die APFER-Werft lag mitten in der Felsenlandschaft von Malta, nicht weit von der Küste entfernt. Insidern war sie durch absolute Qualitätsarbeit bekannt, geradezu »gesegnet« mit einem ausgezeichneten Namen. In der privat geführten Unternehmung mit nicht mehr als 150 Mitarbeitern wurden in der Hauptsache spezielle Ortungs- und Überwachungsraum hergestellt, und zwar in Form modifizierter Space-Jets des 35 Meter durchmessenden Standardmodells. Der Kleinbetrieb baute niemals mehr als eine Jet zur gleichen Zeit. Mehr ließen weder seine Kapazität noch der freie Markt zu, auf dem er seine Produkte schließlich verkaufen musste. Aber allein dies scheinbar wenige erforderte einen respektablen Produktionsapparat.

Stets wurde Banther Richsen in der APFER- Werft freundlich und von den hochspezialisierten Technikern mit einer Art gutmütiger Herablassung behandelt; im Grunde war das berechtigt, denn Richsen hatte niemals viel geleistet, sondern diente als eine Art »gute Seele« des Betriebs. Die Kollegen nannten ihn gerne »Panther«, womit sie seinen Vornamen verballhornten und auf seine zahlreichen Fehlleistungen anspielten. Er war im Produktionsprozess das, was man ein »kleines Licht« nannte, weder talentiert noch sonderlich geschult. In den komplexen Fertigungsprozessen der Kleinwerft erfüllte er dennoch die ihm zugeteilten kleinen Aufgaben zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten.

Was also konnte ein Arkonide von ihm wollen? Banther Richsen landete seinen Mietgleiter vor dem Verwaltungsgebäude und stieg aus. Sein Magen rebellierte jetzt förmlich. Seine Handflächen waren feucht, der Hals trocken. Als er den Eingang erreichte, hob der Gleiter selbsttätig ab und nahm Kurs zurück zum Hafen. Richsen fühlte sich von ihm im Stich gelassen, gerade so, als ob es sich um ein lebendes Wesen gehandelt hätte, das ihm jetzt hätte beistehen können. Vom Pfortner wurde ihm gesagt, dass man ihn bereits erwartete. Sein Kommen sei der Werft vom Hafen aus avisiert worden. Er solle sich gleich im Büro der Betriebsleitung melden.

Das war der nächste Schlag für ihn. Man überwachte ihn also. Keinen Schritt konnte er tun, ohne beobachtet zu werden. Was stand ihm bevor? Er unterdrückte mit Gewalt den Impuls, sich einfach umzudrehen und davonzulaufen, nur nicht zur Betriebsleitung. Sie würden ihn einfangen, ehe er das Werftgelände noch verlassen hatte. Sicher wurde er auch jetzt beobachtet. Bestimmt hatte Allan Dispatin, der Pfortner, den Auftrag, dafür zu sorgen, dass er dort ankam, wo man auf ihn wartete.

»Es ist gut, Al«, sagte Richsen niedergeschlagen und mit zitternder Stimme. »Du kannst hinaufmelden, dass ich unterwegs bin.« »Banther, ich ...«, begann Allan, aber beließ es dabei. Er hob nur entschuldigend die Schultern. Richsen setzte sich in Bewegung, die Hände geballt. Nun gut, dachte er trotzig, bringen wir es hinter uns! War es, weil er zu lange auf See geblieben war? Er musste zugeben, dass er die Zeit vergessen und seinen Urlaub um einige Tage überschritten hatte. Aber deshalb zitierte man ihn doch nicht gleich zur Betriebsleitung.

Banther hielt die Ungewissheit nicht mehr aus und beschleunigte seine Schritte bis zum Antigravlift, der ihn bis in die elfte Etage des Verwaltungsgebäudes trug. Hier wandte er sich nach links und stand Augenblicke später mit klopfendem Herzen vor der Tür des Büros. Er musste zweimal ausholen, um den Türmelder zu betätigen. »Ja?« fragte eine bekannte Stimme aus einem verborgenen Lautsprecher. Banther kannte sie. Jeder in der Werft kannte und fürchtete sie.

»Ihr wisst es doch!« antwortete Richsen. Wieder brach der Trotz in ihm durch. »Banther Richsen. Ich glaube, ich werde erwartet.« Sofort verwünschte er sich für seinen Ausbruch.

»Sofort«, sagte die weibliche Stimme. Die Tür fuhr auf, und mit einem tiefen Atemzug trat der Techniker ein. Zuerst sah er Kinda Apfer, die »Stimme« und Leiterin der Werft. Sie war die Erbin des Betriebes, die das vormals marode Geschäft in kurzer Zeit wieder hochgeführt hatte: schätzungsweise fünfzig Jahre alt, mit einer strengen Frisur und einer strengen, schmucklosen Kombination. Dann erblickte Richsen den Arkoniden und, noch ärger, hinter ihm einen arkonidischen Kampfboter, der einen halben Meter über dem Boden schwebte. Das machte die Machtverhältnisse

in der Werft auf einen Schlag klar.

Hinter Richsen schloss sich die Tür. Er fühlte sich gefangen. Er wich dem stechenden Blick des weißhaarigen, rotäugigen Arkoniden aus und sah fast hilfeschend Kinda Apfer ins von dem schwarzen, glatt nach hinten gekämmten Haar umrahmte Gesicht. Diese Frau führte ein strenges Regiment. Sie duldet keine Fehler. Banther wusste, dass sie ihn von ihrem Vater nur »übernommen« hatte, weil dieser es ihr ans Herz gelegt hatte. Zwischen ihnen hatte nie ein normales Chefin-Angestellter-Verhältnis bestanden, Kinda hatte ihn immer nur toleriert und ihm das stets zu verstehen gegeben.

Jetzt bewegte die Firmenerbin kurz die Lippen, als ob sie ihm etwas zuflüstern wollte - eine Warnung vielleicht? Kinda Apfer hatte sich schnell wieder in der Gewalt. Sie drehte sich halb zu dem Arkoniden um und sagte: »Gut, dass du endlich gekommen bist, Banther. Dies hier ist Baranon, unser arkonidischer Verwalter. Er war bereits ungeduldig. Baranon, dies ist Banther Richsen, den du zu sprechen wünschtest.« Der Arkonide musterte den Techniker mit einem Blick, aus dem Richsen im ersten Moment so etwas wie Enttäuschung herauslas. Was hatte Baranon erwartet? Lag eine Verwechslung vor? Sollte am Ende ein ganz anderer hier erscheinen? Das würde alles erklären. »Ich freue mich, dich zu sehen, Banther Richsen«, sagte der Fremde, den die Chefin als »Verwalter« vorgestellt hatte. »Banther Richsen, das ist doch dein richtiger Name, nicht wahr?«

»N... natürlich«, stammelte Richsen überrascht. »Warum sollte er es nicht sein?« »Dann wirst du nichts dagegen haben, uns deine ID-Karte zur Überprüfung deiner Identität auszuhändigen, Banther Richsen.« Der Arkonide hielt ihm die offene Hand entgegen. Der passionierte Angler starrte den Fremden an wie einen Geist. War es Zufall, dass sich der Kampfroboter plötzlich von hinter ihm an seine Seite schob? Und dass er einen seiner Waffenarm hob? Die Situation war so unwirklich. Banther hatte auf einmal das Gefühl, in einer ausweglosen Klemme zu sitzen. Kinda Apfer wollte ihm vielleicht helfen, aber sie konnte es nicht. Richsen konnte sich nicht vorstellen, dass sie mit der Bevormundung durch den »Verwalter« einverstanden war.

»Gib ihm die Karte«, forderte sie ihn auf. »Bitte.« Richsen zog sie aus der Tasche und reichte sie dem Arkoniden, der sie in ein Lesegerät schob. Auf einem Bildschirm erschienen neben einem Abbild des Technikers alle relevanten Daten inklusive eines Gehirnwellenmusters, seiner Fingerabdrücke und anderer Daten. Baranon musterte sie eingehend, bevor er die Karte wieder aus dem Gerät holte und sie ihrem Besitzer zurückreichte. »Sie scheint in Ordnung zu sein«, stellte er fest. Er sprach mit glatter, überheblich klingender Stimme. Richsen wurde sie noch unsympathischer, als sie es vom ersten Augenblick an gewesen war. Der Techniker steckte die Karte zurück und wartete darauf, was weiter geschehen sollte.

»So weit, so gut«, sagte der Arkonide. »Aber jetzt möchte ich von dir etwas über deine Familienverhältnisse hören, Banther Richsen.« »Familienverhältnisse?« fragte Banther, in dem eine Alarmglocke anschlug. »Was soll ich darunter verstehen?« »Ich denke, dass du das weißt«, entgegnete der Arkonide kalt. »Ich meine deine Eltern, deine Großeltern - aber fangen wir bei deinen Eltern an.« Banther Richsen zuckte zusammen. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen. Jetzt glaubte er zu wissen, warum er hierher zitiert worden war. Woher wussten die Arkoniden davon? Er hatte es jahrzehntlang erfolgreich verborgen. Selbst Kinda Apfer hatte keine Ahnung. Jedenfalls glaubte er das. »Nun?« fragte Baranon ungeduldig. »Kennst du deine eigenen Eltern nicht mehr?« »Ich verweigere die Antwort«, sagte Richsen stur.

»Dann will ich sie dir abnehmen. Wir wissen, dass deine Mutter eine Terranerin war - aber dein leiblicher Vater ein Arkonide.« »Nein!« schrie Richsen und presste sich die Hände gegen die Ohren. »Nein, das ist nicht wahr!« »Es ist wahr!« drangen die Worte des Arkoniden an seinen Geist. »Und du weißt es!« »Ich ... ich habe meinen Vater nie gesehen«, stammelte Richsen, bei dem alle Barrieren fielen. Er nahm die Hände von den Ohren und warf Kinda Apfer einen hilfeschendenden Blick zu, aber sie starrte ihn nur überrascht und überrumpelt an. »Ich weiß nur, dass er und meine Mutter mich während einer Urlaubsreise gezeugt haben ...« »Das erklärt einiges«, sagte Baranon zufrieden. »Du bist also ein Halbarkonide. Und damit ...«, er machte eine bedeutungsvolle Pause, bevor er kalt lächelnd fortfuhr, »... stehst du automatisch auf der Seite des Göttlichen Imperiums, mein Freund ...«

Banther Richsen stand fassungslos vor Baranon und dem drohenden Kampfroboter. In seinem Kopf drehte sich alles. Er wusste nicht mehr, was er denken sollte. Wie konnten die Arkoniden von seinem Geheimnis wissen, das er all die Jahre vor seinen Kollegen und den Behörden hatte verbergen können? Er besaß keine weißen Haare und keine roten Augen. Äußerlich war er ein Mensch - bis auf die leicht verbreiterten Rippen. Sein Leben lang war er allen Röntgenuntersuchungen an seinem Oberleib aus dem Weg gegangen.

Irgendjemand musste die Wahrheit gekannt und sie den Besatzern zugänglich gemacht haben. Aber er wollte kein »Halbarkonide« sein; er war ein Mensch, ein Terraner! »Ich warte auf eine Antwort«, sagte Baranon. »Nun?« Richsen kämpfte mit sich. Schließlich gab er auf. Er konnte die Erkenntnis des verhassten Arkoniden nicht widerlegen. »Es stimmt«, sagte er mit einem scheuen Blick auf seine Chefin. »Ja, es ist wahr. Der Teufel mag wissen, woher ihr es habt.«

»Dazu müssen wir nicht gleich den Teufel beschwören«, sagte der Arkonide. »Nachdem dies geklärt wäre, will ich dir sagen, welche Pläne wir mit dir haben.« Pläne? Was sollte das nun wieder heißen? Welche Pläne sollten die arkonidischen Besatzer mit einem kleinen Licht wie ihm haben? »Wir sind«, sagte Baranon mit einem Seitenblick auf Kinda Apfer, »mit der Produktivität in der Werft extrem unzufrieden. Seit der Übernahme Maltas durch uns lässt sich am Rohbau der APFII-91, Eigenname MILANO, kein Fortschritt feststellen.«

APF-II-91, MILANO -natürlich sagte das Richsen etwas. Es war der neueste Typ des Ortungs- und Überwachungsschiffs, der in den Hallen der Werft gefertigt werden sollte. Soweit war er schon mit den Abläufen in der Produktion vertraut. Aber was wollten die Arkoniden mit dem Schiff? »Das Kristallimperium hat ein großes Interesse an Kleinraumschiffen dieses Typs«, verkündete Baranon. »Da das Imperium jedoch nicht überall zugleich sein kann, insbesondere nicht an einem entlegenen Ort wie Malta, setzen wir vom heutigen Tage an einen eigenen Verwalter für die APFER- Werft ein, der den Produktionsfortschritt persönlich zu überwachen hat.«

Schön, dachte Banther. Aber was geht das mich an? Er fragte es laut. »Die Antwort ist einfach, Banther Richsen. Du kennst sie. Der neue Verwalter bist aufgrund deiner Qualifikation und deiner Herkunft von Geburt an.« Nein! dachte Richsen. Nein, das kann, das darf nicht wahr sein. Ich muss träumen. Lieber Gott, lass mich das alles nur träumen und nun aufwachen! Er warf Kinda Apfer einen flehenden Blick zu, doch das Gesicht seiner Chefin war verschlossen - nein, mehr als das. Es war plötzlich ablehnend, fast feindselig. Wo war er hier? Was bedeutete das alles? Er kam sich wieder vor wie im Meer, als die Wellen über seinem Kopf zusammenschlugen. »Ich ... kann das nicht«, hörte Richsen sich sagen. »Ich habe doch keine Ahnung von...«

»Den technischen Abläufen, der Produktion?« unterbrach ihn der Arkonide mit einem dünnen Lächeln, das so gar nicht zu ihm zu passen schien. »Das brauchst du auch nicht. Alles, was du brauchst, ist Macht, um die hochqualifizierten Kräfte an die Arbeit und zum Gehorchen zu bringen. Zu diesem Zweck lasse ich dir den Kampfroboter hier, eine Maschine vom Typ GKR-21.420. Er ist bereits auf deine - durch die Karte nachträglich verifizierten - Individualdaten programmiert worden und wird nur dir allein gehorchen, sobald ich das Gebäude und die Werft verlassen habe. Der Roboter wird dich schützen und bei Bedarf dafür sorgen, dass deine Anweisungen in der Werft umgesetzt werden. Das schließt ausdrücklich den Gebrauch seiner vernichtenden Waffen mit ein.«

Das letzte sagte er mit einem weiteren Seitenblick auf die Eignerin der Werft. Um Kinda Apfers Mundwinkel zuckte es verräterisch, aber sie sagte nichts. Banther Richsen war immer noch wie vor den Kopf geschlagen. Er als Verwalter - mit anderen Worten Chef - der Werft, das war ein Unding, ein absolut schlechter Scherz. Er hatte keine Ahnung von den hochkomplizierten Arbeiten und Prozessen beim Zusammenbau eines Erkundungsraumschiffs wie der MILANO. Also konnte er seine »Kollegen« nicht überwachen.

Und das alles, weil sein Vater ein Arkonide gewesen war. Banther fühlte sich mit Leib und Seele, als Terraner. Seine wahre Herkunft hatte er schon so gut wie vergessen gehabt. Auch als er die Meldung vom Sieg der Arkoniden in der Schlacht um das Solssystem empfangen hatte, hatte er keinen Augenblick lang auch nur einen Hauch von Sympathie für die neuen Herren verspürt. Er hatte nicht einmal daran gedacht, dass er im Grunde halb zu ihnen gehörte. »Ich kann das nicht«, beteuerte er. »Baranon, es ist unmöglich ... Ich bitte dich inständig: Wenn es schon sein muss, dann wähle einen anderen Kandidaten aus ...«

Das Gesicht des Arkoniden wurde plötzlich hart. »Ich fürchte, du verstehst mich nicht«, sagte er. »Du hast die Wahl. Entweder du arbeitest mit uns zusammen, im Auftrag des Imperators Bostich des Zweiten, und übernimmst die APFER- Werft - oder aber man wird dich als Kollaborateur gefangen nehmen und nach Celkar deportieren.« Banther Richsen hörte diesen Begriff zum erstenmal. Er wusste nicht, was »Celkar« bedeutete, aber er konnte

sich vorstellen, dass dieser Ort nichts Angenehmes verhieß.

»Dasselbe gilt im übrigen im Fall eines Misserfolgs«, fuhr der Arkonide fort. »Wir möchten bis zum fünfzehnten März Erfolge sehen. Bis dahin muss APF-II-91 fertiggestellt und flugfähig abholbereit sein. Falls nicht, heißt die Antwort ebenfalls Celkar.« Nun war es heraus. Der Arkonide hatte die Maske fallen lassen. Er setzte Richsen vehement unter Druck - ob Halbarconide oder nicht. Wenn er keinen Erfolg hatte, würde er nach Celkar verfrachtet werden, was immer das war. Aber aus Baranons Mund klang es wie eine Todesdrohung.

»Das war es auch schon«, sagte Baranon. »Wie gesagt, GKR-21.420 lasse ich dir hier. Ich verlasse jetzt die Werft bis auf weiteres. Beizeiten werde ich mich von deiner Arbeit überzeugen. Denke immer daran: Der Stichtag ist der fünfzehnte März - dieses Jahres. Und denk an Celkar.« »Was ist Celkar?« rief Richsen dem Arkoniden hinterher, als dieser schon mit Kinda Apfer das Büro verließ. Nur die Chefin drehte sich noch einmal nach ihm um, und ihr Blick war vernichtend. »Ich habe das doch nicht gewollt!« schrie Richsen, aber nur die Wände hörten ihn noch. Er war plötzlich allein, allein mit dem Kampfroboter. »Du sollst mir also helfen«, murmelte er. »Hast du wenigstens einen Namen? Ich meine, nicht nur GKR-und-soundsoviel?«

Die schwere Maschine schwieg. »Dann werde ich dir einen geben«, verkündete Richsen. »Ich meine, wir müssen ja jetzt wohl für eine Weile miteinander auskommen. Ich habe mir dich nicht gewünscht. - Wie wäre es mit ... Mistkerl?« »Mistkerl ist akzeptiert und gespeichert«, schnarrte der Kampfroboter. »Dann ist es gut; wenigstens etwas. Also komm jetzt! Ich will nach Hause und mir endlich den Magen voll stopfen. Und dann nur noch schlafen ...« »Ich habe verstanden«, sagte der Robot.

Banther Richsen ließ sich im Antigravlift hinuntertragen bis zur untersten Ebene, mit Mistkerl im Gepäck. Als er ausstieg, gingen gerade ein paar alte Kollegen an ihm vorbei. Banther grüßte sie freudig, denn endlich sah er hier wieder vertraute Gesichter. Aber sie gingen an ihm vorbei, ohne ihn anzusprechen. Ihre Blicke waren teils überrascht, teils ausgesprochen feindselig. »Al«, sagte Banther, als er die Pfortnerloge erreicht hatte. »Hast du mit irgend jemand, darüber gesprochen?« »Über was?«

»Na über - du weißt schon. Kinda Apfer und der Arkonide sind doch hier vorbeigekommen. Hat sie nichts gesagt?« »Meinst du - das?« fragte Allan Dispatin und zeigte auf etwas in Banthers Rücken. Richsen drehte sich um und startete mit offenem Mund auf das rote Schriftband knapp unter der Decke des Flures. Es diente zur Bekanntgabe innerbetrieblicher Nachrichten. In Leuchtschrift stand dort zu lesen: »Banther Richsen, Halbarconide, neuer Verwalter der APFER-Werft«. Richsen schluckte. »Sie waren sich meiner also so verdammst sicher«, murmelte er.

»Die Kollegen da vorhin brauchten die Schrift gar nicht erst zu lesen«, sagte der Pfortner. »Es genügt völlig, den arkonidischen Kampfroboter bei dir zu sehen. Banther, warum hast du das getan?« »Was denn?« fuhr Richsen ihn an. »Dieser Arkonide hat mich erpresst, das ist alles! Und ich kann nichts dafür, dass mir dieser Mistkerl auf Schritt und Tritt folgt!« »Du hast mich gerufen, Herr?« fragte der Roboter. »Nein! Lasst mich in Ruhe - alle!«

Der Pfortner, schüttelte erschüttert den Kopf und wandte sich wortlos ab. Richsen drohte dem Roboter mit der Faust, dann verließ er das Gebäude und ging zu der Halle mit den Werksgleitern. Er setzte sich in die erstbeste Maschine und schob seine ID-Karte in den dafür vorgesehenen Schlitz. Auf einem Display leuchtete die Schrift: »Banther Richsen, Verwalter«. Richsen brach innerlich zusammen. Er zog die Karte wieder heraus und gab sein Ziel an, seine Wohnung in einem Außenbezirk von Valletta. Das Fahrzeug hob summend vom Boden ab und drehte sich mit ihm und Mistkerl in der Luft, bevor es sanft Fahrt aufnahm.

Was für ein Tag! dachte Richsen. Der Sturm auf dem Mittelmeer, das über ihn hinwegrasende Arkonidenschlachtschiff, sein unfreiwilliges Bad, die Ohnmacht und die wundersame Rettung, keine Nahrung - und nun dieses Debakel in der Werft. Er benötigte dringend etwas Richtiges zu essen und mindestens zwölf Stunden Schlaf. Vielleicht war der Alptraum vorbei, wenn er dann aufwachte. Ein Blick auf den über dem Kopilotensitz schwebenden Roboter ließ ihn das stark bezweifeln.

#### 4. Terra, Altiplano 18. Februar 1304 NGZ

Tia de Mym hatte mit aktiviertem Deflektor und Nachtsichtbrille die Hütte des Imkers verlassen. Die Tür hatte nur ganz leise geknarrt. Tia wollte nicht hoffen, dass Plato davon aufgewacht war. Jedenfalls hatte er sich nicht gerührt. Auf leisen Sohlen schlich sie jetzt zu den Bienenstöcken. Sie öffnete wahllos einen der Verschlüsse und holte eine lange Pinzette aus ihrer Kombination. Dann beugte sie sich vor, ganz Konzentration.

Der fast volle Mond stand »hinter« ihr und lieferte ihr das Licht, das sie brauchte. Vorsichtig und sehr langsam bewegte Tia die Spitzen der Pinzette in den wimmelnden Haufen der Bienen hinein und wartete, bis sie eine von ihnen direkt vor sich hatte. Ein millimeterdünner, sehr schwacher Paralyse-Strahl verließ die Pinzette und lähmte das Tier. Dann packte Tia de Mym sanft zu und zog die Arbeiterin mit der Pinzette aus dem Stock heraus. Es war eine Präzisionsarbeit. Sie durfte die Biene nicht verletzen. Anschließend setzte sich Tia mit dem paralysierten Tier auf die Bank vor der Hütte und legte es in eine kleine Schale. Aus einem Beutel, den sie in ihrem Gepäck versteckt gehabt hatte, brachte sie äußerst seltsam wirkendes Werkzeug zum Vorschein, darunter eine Art mikrobiologisches Labor in Kastenform.

Tia nahm die Biene wieder mit der Pinzette und schob sie in diesen Kasten. Danach brachte die Terranerin mit Hilfe eines Mikroskops, mit hochfeinen Werkzeugen und ruhiger Hand einen mikrominiaturisierten Gegenstand auf dem Hinterleib der Arbeiterin an - und zwar so, dass beim Fliegen die Flugeigenschaften nicht beeinträchtigt wurden. Immer wieder lauschte sie. Als sie Plato leise schnarchen hörte, war sie beruhigt und konnte weitermachen. Tia entnahm die Biene wieder dem Kasten, unversehrt, aber präpariert, und brachte sie in ihren Stock zurück, exakt an die richtige Stelle - und holte sich die nächste Arbeiterin, um mit ihr genauso zu verfahren wie mit der ersten.

Die junge Frau wiederholte diesen Vorgang in dieser Nacht exakt 48mal. Dann erst, nach etwa zweieinhalb Stunden, verstaute sie ihr Werkzeug wieder im Beutel und schlich sich zurück in die Hütte. Nach weniger als zehn Minuten war sie eingeschlafen. Sie wachte erst wieder auf, als die Sonne durch das einzige Fenster stach und ihr mit ihren Strahlen aufs Gesicht fiel.

Plato war, wie schon gewohnt, bereits aus der Hütte heraus und hatte in naiver Fürsorge den Frühstückstisch für sie gedeckt. Tia bekam ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber. Er kümmerte sich so rührend um sie, und sie... Es muss sein, sagte sie sich, aß und ging sich waschen. Sie hatte einen leichten Sonnenbrand auf dem Gesicht und den freien Unterarmen. Sie rief Plato, der an einem seiner Stöcke stand, ein gutgelauntes »Guten Morgen!« zu und bekam ein »Mmmh« zur Antwort. Hatte sie in der Nacht auch nichts falsch gemacht? Hatte sie wirklich wieder alles so hergerichtet, wie sie es vorgefunden hatte?

Aber Plato schien keinen Verdacht geschöpft zu haben. Tia sah ihm bei der Beschäftigung mit seinen Bienen zu, bis er den letzten Verschluss schloss und es Mittag war. In dieser ganzen Zeit hatte er wieder kein einziges Wort gesprochen. Er war wohl der Meinung, dass es über Bienen nichts mehr zu sagen gab, was er nicht schon gesagt hätte.

Diesmal ließ sich auch Tia etwas von dem grünen Gemüsebrei geben - oder stammte er von Kakteen? - und stellte verblüfft fest, dass er viel besser schmeckte, als sie gedacht hatte. Plato grinste sie still an, während sie aß. Bestimmt macht es dem alten Mann einen Mordsspass, dachte sie, eine Städterin zu sehen, die plötzlich entdeckt, was sie ihr Leben lang vermisst hat... Sie ließ sich noch einmal nachschenken und aß bis zum letzten Löffel auf. Sie fühlte sich nicht nur satt, sie fühlte sich gut. »Es hat mir sehr geschmeckt«, sagte sie wahrheitsgemäß. »Wie heißt dieses Gemüse?«

Zu ihrer Überraschung nannte er einen lateinischen Namen, mit dem sie nun überhaupt nichts anfangen konnte. »Zweimal im Jahr kommt ein Versorgungsgleiter hierher und beliefert mich mit Dünger und anderen lebensnotwendigen Dingen«, berichtete Plato. »Du wirst gesehen haben, dass mit meinem eigenen alten Gleiter vor der Hütte nicht mehr viel los ist.« »Habe ich mir gedacht, ja«, antwortete sie. »Warum lässt du ihn nicht verschrotten?« »Ich kann mich nicht von ihm trennen«, sagte der linker. »Wenn man alt ist, hält man an solchen Dingen fest. Sie bergen viele Erinnerungen.«

»Darf ich fragen, wie alt du bist?« Plato lachte trocken und klopfte sich mit der Faust gegen die Stirn. »Rate«, forderte er sie auf. »Hundert Jahre?« Plato grinste still vor sich hin. Die Lachfalten um seine Augen traten tief hervor. »Leg noch mal vierzig drauf«, sagte er dann. »Einhundertvierzig Jahre, mein Kind. Die letzten fünfzig davon habe ich in der freien Natur verbracht. Sie haben mich jung gehalten.« »Darf ich fragen, was dich aus der Zivilisation getrieben hat?« »\_Nein!\_«, sagte Plato. Das Grinsen verflieg. Sein Gesicht wurde plötzlich hart. »Nein, ich will das Geschehene ruhen lassen, für immer und alle Zeit.«

»Das respektiere ich«, sagte Tia. »Ich werde nicht mehr danach fragen. Nur eines noch: Haben die Kakteen dein Leben verändert?« »Kakteen?« »Du weißt, was ich meine. Sie verändern dein Bewusstsein. Ich habe es gestern gesehen.« »Sie verändern es nicht, sie erweitern es. Sie lassen dich die Welt verstehen, das Universum. Sie lassen dich eins mit ihm sein, vollkommen. eins. Sie öffnen dir die Pforten in die Schöpfung. Sie können dir Weisheit schenken - doch ich warne dich. Sie können auch deinen Verstand vernichten. Ich hatte alte Bücher gelesen, bevor ich meine ersten Experimente machte, und trotzdem durchlebte ich manche Hölle, bevor ich durch das Feuer ans Licht stieg. Heute weiß ich, wie ich mit ihnen umzugehen habe, und sie haben mir die Angst vor dem Tod genommen. Wenn ich sterbe, gehe ich in den Allgeist ein. Ich werde Teil jeder Pflanze sein, jedes Tieres. Ich habe die Zellen in jedem Grashalm pulsieren sehen und die Moleküle. Und ich habe die feinen, goldenen Energielinien gesehen, die sich am Himmel kreuzen. Nein, ich habe keine Angst vor dem Tod mehr, mein Kind, denn ich werde leben. Das einzige, was diese wunderbare Harmonie des Kosmos und des Lebens stört, das sind sie.«

Dabei deutete er nach Osten, wo die Arkonidenraumer standen. Aber er konnte auch die ganze technisierte Welt meinen. Tia de Mym war tief beeindruckt. Noch nie hatte sie Plato so lange an einem Stück reden hören. Sie bewunderte ihn für seine Weisheit - und schämte sich gleichzeitig für das, was sie tat. Aber es musste getan werden, und sie musste weitermachen. Schon in der kommenden Nacht. Und in den Nächten danach.

##### 5. Terra, Residenzpark Terrania 19. Februar 1304 NGZ

Mascant Kraschyn tobte in der Zentrale seines Flaggschiffs AUMOKJON, das über dem Residenzpark von Terrania schwebte, an symbolträchtiger Stelle. Über dem Park hatte bis zum 24. Januar die Solare Residenz gestanden, der Sitz des Solaren Parlaments, das Symbol für die Freiheit des terranischen Volkes schlechthin. Bis zum Tag der Niederlage; inzwischen hatten sich hier die neuen Herrscher niedergelassen, ebenso symbolträchtig. Aber Kraschyn, der Befehlshaber der arkonidischen Invasionsflotte, war nicht glücklich - im Gegenteil. »Wann kommt er endlich?« fauchte er seine Offiziere an, die betreten schwiegen. »Wann trifft er ein, der uns avisiert worden ist? Der Tato, der offizielle Verwalter für das Solssystem? Er ist noch immer überfällig!«

Er drehte sich im Kreis um und starrte die Umstehenden an. »Redet!« forderte er sie auf. »Sagt mir etwas!« Doch niemand wagte es, den Mascant mit einer möglicherweise unpassenden Antwort noch mehr zu erzürnen. Kraschyn wusste es auch so. Entweder war, angesichts der schwindelerregenden Expansion, im Kristallimperium keine geeignete Person verfügbar oder aber SEELENQUELL hatte angeordnet, Kraschyn auf unbestimmte Zeit die Kontrolle über die Erde und das Solssystem allein zu übertragen.

Aber die Ungewissheit bereitete Kraschyn nicht nur seelische Qualen, sie behinderte seine Entscheidungen. Und auf Terra tat entschlossenes Handeln Not, nicht Zauderei! Nicht allein der TLD - der Terranische Liga-Dienst - bereitete den Arkoniden vielfach Schwierigkeiten, nicht nur die praktisch grenzenlos aktive, niemals fassbare Gruppe Sanfter Rebellen unter Roi Danton, gegen die einfach kein Kraut gewachsen schien, es sei denn durch Massenverhaftungen. Doch woher sollte Kraschyn Gefängnisse für Millionen Terraner nehmen? Oder sollte er statt dessen Massenhinrichtungen befahlen?

Die Mitglieder der Organisation waren an ihren weißen Armbinden leicht zu erkennen, und das hatte seinen Grund. Sie wussten, dass sie in ihrer Masse unangreifbar waren. Und sie lieferten Kraschyn ja schließlich keinen Grund für eine gezielte Aktion gegen sich, denn sie unternahmen keine Sabotageakte, sie verzichteten völlig auf Gewalt. Sie waren sanfte Rebellen, sie griffen nicht an, führten keinen Untergrundkampf. Sie verweigerten sich nur. Nein, Massenhinrichtungen waren kein Rezept gegen diese Art von Widerstand. Kraschyn hätte zwar keine moralischen Skrupel gekannt, wusste aber nicht, ob Massenhinrichtungen der Integration Terras in das Kristallimperium dienlich wären. Also ließ er lieber die Finger davon.

Was schlimmer war als Liga-Dienst und Dantons Truppe, jedoch indirekt damit zusammenhängen schien: Kraschyn musste mit ansehen, wie das Solssystem ökonomisch am Boden lag, auch nach einem Monat Besatzungszeit. Die Terraner verschleppten gezielt alle Aktivitäten, die mit industrieller Produktion zu tun hatten. Die schwerindustrielle Tätigkeit im Solssystem war seit der Invasion auf einen Wert von unter fünf Prozent des Ausgangsniveaus gesunken. Dieser praktisch nicht mehr erwähnenswerten Produktion standen auf der anderen Seite feste Kosten gegenüber. Solange es bei diesem Zustand blieb, subventionierte Arkon das Solssystem mit irrsinnig hohen Summen täglich, um einen ungleich katastrophaleren ökonomischen Zusammenbruch zu verhindern. Das bedeutete: Solange das Solssystem mit wenigstens wieder kostendeckend arbeitete, könnte Arkon statt dessen pro Tag neue Schlachtschiffe in Dienst stellen!

»Was starrt ihr mich so an?« schrie der Mascant seinen Offizieren entgegen. »Oh, ich werde sie in die Knie zwingen, diese hochhaptigen Terraner! Und wenn der neue Tato kommt, werden sie überhaupt nichts mehr zu lachen haben. - Du da, was grinst du mich so an?« Der Offizier, vor dem er sich aufbaute, streckte sich und salutierte. »Ich bin untröstlich, Mascant, dich verärgert zu haben.« »Das wollte ich dir auch geraten haben«, knurrte Kraschyn. Dann machte er einige Schritte zurück und ließ sich in seinen Kommandosessel fallen. Er krampfte die Finger um die Lehnen und sagte: »Es sind nicht allein die Terraner, die für die Misere verantwortlich sind. Davon bin ich fest überzeugt. Jemand hilft ihnen, und ich glaube zu wissen, wer dies ist.«

»Wer, Mascant?« fragte tapfer einer der Offiziere. Kraschyn blitzte ihn an. »Kommt ihr nicht von alleine darauf? Es ist NATHAN, ihre lunare Großinpotronik. Sie steht nach wie vor auf seiten der Terraner. NATHANS Auskunft, mit der kristallimperialen Besatzung zusammenarbeiten zu wollen, war nichts als ein leeres Bekenntnis.«

Ein allgemeines Raunen antwortete ihm. Kraschyn nahm es nicht wahr. Das Doppelspiel des Mondgehirns überraschte den hochintelligenten Mascant eigentlich nicht. Kraschyn hatte fest damit gerechnet, dass es mit NATHAN Schwierigkeiten geben würde - nur nicht damit, dass er derjenige sein würde, der sich damit auseinandersetzen musste. Er rief sich ins Gedächtnis zurück, was er aus diversen Quellen über das Rechengehirn auf dem Erdmond wusste. Zunächst war es mit hyperinpotronischer Struktur in den Jahren ab 2130 alter Zeitrechnung geschaffen worden. Es hatte bereits in seiner Anfangszeit den Robotregenten auf Arkon übertroffen und war zu einem guten Teil für den kometenhaften Aufstieg der Terraner verantwortlich gewesen. NATHAN regierte sie jedoch nicht, vielmehr lagen seine Aufgaben woanders: Er koordinierte die Raumschiffsproduktion und den Raumverkehrs, die Verwaltung und das Wetter. Wie wichtig NATHAN war, hatte sich immer dann gezeigt, wenn er ausfiel, wie zum Beispiel beim Sturz der Erde durch den Schlund. Kraschyn hatte also durchaus eine Vorstellung davon, was NATHANS Abschaltung oder Vernichtung bedeuten würde.

Zu Beginn des fünften Jahrhunderts NGZ war NATHAN in eine riesige Syntronik umfunktioniert worden. Zwar besaßen hochgestellte Persönlichkeiten wie Perry Rhodan, Reginald Bull oder Atlan uneingeschränkte Zugriffsmöglichkeiten auf NATHANS Datenbestände; programmiert werden konnte das Riesengehirn seither aber nur von demokratisch legitimierten Verantwortlichen der Liga Freier Terraner. Kraschyn und seine Experten hatten also keine Chance, an NATHANS Kernprogrammierung zu rühren. Der Mascant holte tief Luft. Die Finger seiner rechten Hand trommelten nervös auf die Armlehne seines Sessels. Er hatte eine Entscheidung getroffen und beschlossen, nicht mehr auf die Ankunft des Tatos zu warten. Er musste handeln, hier und jetzt.

SEELENQUELL schien momentan anderweitig beschäftigt, und der ebenfalls auf Terra weilende Morkhero Seelenquell war nicht ansprechbar. Also musste Kraschyn nun auf eigene Verantwortung handeln. Er würde Roi Danton, Noviel Residor, NATHAN und den Terranern jetzt etwas einheizen. »Trasso«, wandte er sich an einen der Offiziere. »Ich möchte, dass alles für die Sprengung NATHANS vorbereitet wird. Bring mir die erforderlichen Experten! Ich erwarte sie in einer Stunde.«

##### 6. Terra, Mittelmeer 19. Februar 1304 NGZ

Banther Richsen hatte nicht zwölf, sondern zwanzig Stunden geschlafen. Er fühlte sich körperlich frischer - aber als er den Kampfroboter sah, da wusste er, dass es kein Alpträum gewesen war. Mistkerl war anwesend, er schwebte rechts von der Schlafzimmertür wie ein Wächter, der auf seinen Herrn aufzupassen hatte - immer und überall. »Es ist also Wirklichkeit«, murmelte der Techniker, als er die Beine aus dem Bett schwang und sich aufsetzte. Sein Rücken schmerzte. Er streckte sich mit zusammengekniffenen Zähnen durch und gähnte. »Du bist hier bei mir, und ich muss bis zum fünfzehnten März eine Space-Jet an Baranon liefern, die APFII-91, oder sie schaffen mich nach ...«

Celkar.

Der neue Verwalter der APFER- Werft stand endgültig auf und zog sich an. Es störte ihn nicht, dass der Roboter ihn beobachtete; es störte ihn



vielmehr, dass Mistkerl überhaupt da war. Auf seinem Wecker, dessen Summer er des aktiviert hatte, als er sich in die Kojen fallen ließ, sah er die Anzeige: 9.37 Uhr. Höchste Zeit, dass er sich zurechtmachte und zur Werft flog. Sicher wartete Kinda Apfer bereits auf ihn, um mit ihm zu besprechen, wie sich ihre aufgezwungene Zusammenarbeit nun gestalten sollte. Aber sie war vielleicht nicht das größte Problem. Viel mulmiger wurde ihm zumute, wenn er an die Kollegen dachte, vor denen er sich jetzt als Chef aufspielen musste. Sie nahmen ihn doch nicht für voll...

»Einen schönen Dreck hat mir dein Herr da eingebrockt, Mistkerl!« schimpfte er, als er aus der Hygienekabine kam und sich in die Küche begab. »Nur weil meine Mutter einmal einen schwachen Augenblick gehabt hat. Baranon kann doch nicht glauben, dass ein Halbakonide den Laden hier schmeißen kann. Erstens bin ich nicht dafür qualifiziert, und zweitens werden mich die Kollegen eher auslachen, als sich meinen Anordnungen zu beugen. Welche. Anordnungen auch? Ich habe doch keine Ahnung!« Er verwünschte zum hundertstenmal den Umstand, dass er nach Malta hatte zurückkehren müssen. Im Mittelmeer hätten die verdammten Arkoniden ihn nicht so schnell aufgespürt. Dort hätte er längst seine Ruhe gehabt, seinen Frieden.

»Der Stichtag ist der fünfzehnte März«, erinnerte Mistkerl ihn unnötigerweise. »Dann muss die APF-II-91 in flugfähigem Zustand bereitstehen.« »Weiß ich ja!« schrie Banther ihn an. Längst war der Roboter ihm in die Küche gefolgt. Dass er sich nicht hinter ihm in die Hygienekabine gezwängt hatte, war schon ein Wunder. »Du brauchst mich nicht mit der Nase darauf zu stoßen!« »Es ist meine Pflicht, Herr«, sagte der Roboter. »Auch noch das letzte Wort haben, ja?« schnauzte Richsen ihn an, während er sich das Frühstück zusammenstellte. Ein Tastendruck an der Menümaschine, einer am Kaffeeautomaten, und in weniger als drei Minuten würde er das Gewünschte vor sich auf dem Tisch haben. Bevor er sich schlafen gelegt hatte, hatte er ausgiebig gegessen, aber der Hunger war schon wieder da. Banther Richsen frühstückte unter den allgegenwärtigen Blicken des arkonidischen Roboters.

Als er fertig war, stand er auf und begab sich ins kleine Wohnzimmer mit dem Heimsyntron. Akustisch befragte er den Syntron nach dem Ausdruck Celkar. Die Auskunft erfolgte sofort und trug nicht gerade dazu bei, seine Laune zu bessern. Danach war Celkar der Gerichtsplanet des Kristallimperiums, und das häufigste dort gefällte Urteil lautete »Tod«. »Na wunderbar«, stöhnte Richsen. »Dann können sie schon mal ein Grab für mich ausheben oder die Desintegrationskammer bereitstellen.«

Banther Richsen trank noch einen starken Kaffee, um sich für das vor ihm Liegende zu wappnen. Vielleicht wurde es doch nicht ganz so schlimm, wie er sich das jetzt vorstellte. Seine Kollegen mussten einsehen, dass er in seine neue Funktion hineingezwungen worden war. Er würde es ihnen erklären, und sie würden ihn verstehen. Jedenfalls dachte er das noch, als er seine Wohnung verließ und in den geparkten Werksgleiter stieg. Neben ihm schwebte der Kampfroboter auf den zweiten Sitz. »Verdammter Mistkerl!« knurrte Richsen.

Er erreichte die APFER-Werft um 11.23 Uhr. Der Pförtner mied seinen Blick und tat so, als sei er in eine wichtige Arbeit vertieft. Banther blieb vor der Loge stehen, bis der Arbeitskollege endlich aufblickte. »Hör zu, Al«, sagte er. »Ist es so schlimm? Wir waren doch so etwas wie Freunde, zumindest gute Kollegen. Kannst du mir jetzt nicht mehr ins Gesicht sehen? Was hat sich verändert?« »Alles«, antwortete der Pförtner. »Und vor allem der da.« Dabei sah er über Richsens Schulter hinweg den Roboter an. »Verdammt, sie haben mich gezwungen! Und von wegen Halbblut! Ich bin viel mehr Terraner als Arkonide! Und ich fühle mich auch als Terraner! Ich bin hel!«

Mistkerl hatte ihn von hinten an einem Arm genommen und zog ihn jetzt fort von der Loge. Erst als sie sich ein Dutzend Meter entfernt hatten, ließ er ihn los. Richsen rieb sich den Arm. »Was sollte das? Darf ich nicht mehr mit meinen alten Freunden sprechen? Ist es schon soweit?«

»Du hast nicht klug geredet«, antwortete der Robot. »Du bist jetzt der Verwalter.« »Na, danke!« sagte Richsen. Er überlegte, wohin er sich wenden sollte. Kinda Apfer hatte noch nicht nach ihm gefragt, sonst hätte Allan es ihm gesagt. Und die Kollegen? In wenigen Minuten war Mittagspause, und sie würden in die Kantine strömen. Eine gute Gelegenheit für ihn, ihnen gegenüberzutreten und ihnen zu erklären, was geschehen war. Also nahm Banther den Weg in die Kantine, bevor er sich zur Chefin aufmachte. Noch war er der einzige Besucher. Obwohl er keinen neuen Hunger hatte, tastete er sich ein Menü und ein Getränk und begab sich damit an einen Tisch.

Es war ein seltsames Gefühl, allein herumsitzend - hier, wo er bislang immer in der Begleitung von Arbeitskollegen heruntergekommen war. Er schlürfte seine Suppe mit Maultaschen - ein altes, überliefertes Gericht aus Mitteleuropa, Region Deutschland - und wartete. Dann kamen sie. Zuerst wie immer die Technikergruppe mit Black, Rohr und Jennings und dann die anderen, die Spezialisten und Buchhalter. Richsen kannte sie alle. Aber sie kannten ihn nicht mehr, wie es schien. Jeder von ihnen hatte ihn angesehen, überrascht zuerst, dann betroffen und offen abweisend. Sie standen an der automatischen Essensausgabe an und warteten, bis sie das Geordnete bekamen. Dann begaben sie sich zu ihren Tischen und setzten sich, ohne Banther eines weiteren Blickes zu würdigen. Dafür gingen manche scheuen und trotzigten Blicke auf den Kampfroboter, der hinter ihm schwebte.

Es tat ihm in der Seele weh. Banther Richsen wusste nicht, was er tun sollte, während die Kantine sich weiter füllte. So gut wie jeder Mann und jede Frau trug eine weiße Binde am Arm. Auch hier war Richsen ahnungslos. Er hatte die Invasion auf See verbracht und wusste nichts von der Gruppe Sanfter Rebellen. Allerdings wunderte er sich über die weißen Bänder. Als fast alle Tische besetzt waren und überall gegessen wurde, holte er sich eine zweite Portion Maultaschen - eine Art Sport unter den Technikern, die von dem Süppchen allein und den drei mitgegebenen Maultaschen nicht satt wurden. Er verzehrte sie ohne richtigen Appetit und nur, um zu warten, bis die anderen aufgegessen hatten.

Dann hielt er es nicht länger aus. Er stand auf und klopfte vor sich laut auf den Tisch. »Hört mir bitte zu!« rief er. »Ihr habt mir bereits zu verstehen gegeben, was ihr über mich denkt. Aber das ist ein Irrtum. Ich bin noch immer der gleiche Banther Richsen - euer Panther! Der Arkonide hat mich gezwungen, diesen Verwalterposten anzutreten. Ich will nichts von euch, außer dass ... wir zusammen die APF-II-91 bis zum fünfzehnten März fertig stellen. Sonst bedeutet es für mich nur ...« Er fühlte sich von hinten an den Armen gepackt. Der Kampfroboter zog ihn zurück, so dass er beinahe über seinen Stuhl gefallen wäre. »So darfst du nicht reden«, sagte Mistkerl.

»Verdammt, was darf ich dann noch?« schrie Richsen. Er sah, wie seine ehemaligen Kollegen kopfschüttelnd aufstanden. Wenn sie ihn ansahen, stand offene Feindseligkeit in ihrem Blick. Sie verließen nacheinander die Kantine, ohne dass sich ein einziger eine Extraportion geholt hätte. Das hatte es noch nie gegeben. Der Roboter ließ den Techniker und neuen Verwalter los. Richsen wirbelte blitzschnell zu ihm herum und starrte ihn wütend an. »Du magst ja ein vortreffliches Vernichtungsinstrument sein«, schrie er. »Du magst mich ja beschützen sollen, aber weißt du, was ich denke? Du bist in erster Linie da, um mich zu überwachen! Dass ich ja nichts tue oder sage, was deinem Herrn Baranon nicht passt!« »Ich bin zu deinem Schutz abgestellt«, sagte Mistkerl monoton.

Richsens nächster Weg führte ihn zu Kinda Apfer ins Büro der Betriebsleitung. Die Firmenerbin tat nicht so, als hätte sie ihn erwartet. Im Gegenteil, auch sie wirkte ungemünzt beschäftigt. »Was willst du von mir, Verwalter?« fragte sie kühl, ohne von ihren Unterlagen aufzusehen. »Was gibt es zwischen uns noch zu besprechen?« »Ich will mit dir reden. Du warst doch dabei. Du weißt, dass ich von dem Arkoniden erpresst worden bin.« Sie sah zu ihm auf, feindselig, ablehnend. »Ich habe es gehört. Aber das ändert nichts daran, dass du ein Halbakonide bist und zu ihnen gehörst.«

»Wie kann man nur so verbohrt sein?« fragte Richsen. »Es stimmt wohl, ich bin ein halber Arkonide. Aber mein Herz schlug immer für Terra, und das wird es auch immer weiter tun. Hat es bis jetzt jemand gestört, dass ich anders bin? Nicht einmal gemerkt hat es jemand. Was soll ich jetzt tun, deiner Meinung nach? Mich umbringen?« »Das wäre vielleicht nicht die schlechteste Lösung«, sagte Kinda eiskalt.

»Chefin«, appellierte Richsen. »Wir müssen diesen Auftrag bis zum fünfzehnten März erledigt haben, oder es kostet mich wirklich das Leben. Ich bin doch nie unangenehm aufgefallen. Ich war doch immer da, wenn es darum ging, einen kleinen Fehler auszubügeln. Ist das jetzt der Dank dafür?« »Die ganze Belegschaft ist gegen dich«, antwortete Kinda Apfer. »Du wirst den Termin niemals schaffen.« »Ist das dein letztes Wort?« Richsen sah das kurze Aufflackern von Mitleid in ihrem Blick, aber dann verfinsterte sich dieser wieder, und die Werfterbin sagte: »Versuche dein Glück bei den Männern und Frauen. Ich habe ja nichts mehr zu sagen, also kann ich dich auch nicht unterstützen. Es ist deine Angelegenheit, Panther.«

»Du hättest ihnen noch viel zusagen«, entgegnete Richsen bitter, aber er erhielt keine Antwort mehr. »Na gut«, sagte er in plötzlichem Trotz. »Wenn wir nicht vernünftig zusammenarbeiten können, schließe ich dich hiermit vom Produktionsprozess aus. Ich werde die Rolle spielen, die die Arkoniden von mir erwarten, denn ich will leben. Und das bedeutet, dass die MILANO zum fünfzehnten März fertiggestellt ist.« »Niemals«, erwiderte Kinda Apfer. Banther Richsen warf einen Blick auf das weiße Band an ihrem Arm. Soweit er sich erinnerte, hatte sie es noch nicht getragen, als Baranon

hier gewesen war.

Er zwang sich zur Ruhe. Ihm lagen die Worte auf der Zunge, die seine Chefin vielleicht zum Einlenken bewegt hätten, zur Unterstützung seiner Arbeit. Doch hinter ihm schwebte Mistkerl, und der Verdacht, dass er sein Aufpasser wäre; war inzwischen zur Gewissheit geworden. »Mit deiner Einstellung ruinierst du die Werft«, sagte Banther nur noch. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging.

\*Er hatte seinen Entschluss gefasst, auch wenn er sich dafür hasste und verachtete. Aber um zu überleben, musste er sich in seine Rolle fügen. Dass damit allein noch nichts gewonnen war, war ihm klar. Es war eine fast unmögliche Aufgabe, die ehemaligen Kollegen zu überreden, für ihn zu arbeiten. Er konnte nicht frei mit ihnen reden, solange der Kampfroboter bei ihm war. Wenn es wenigstens gelänge, ihn zu deaktivieren! Aber das konnte er selbst nicht, und mit denen, die es konnten, durfte er nicht reden, ohne dass Mistkerl, sein Schatten, gewarnt war. Es war eine verzwickte, scheinbar aussichtslose Situation, aber Richsen wollte nicht aufgeben.

Er musste in die Montagehalle zu seinen ehemaligen Kollegen; es noch einmal versuchen. 35 Jahre Freundschaft konnten nicht so einfach weggeblasen sein. Cisco Black, Armin Rohr, David Jennings - wenn er allein mit ihnen sprach, hörten sie ihm vielleicht zu. Richsen nahm Gleitbänder und den Lift. In der Halle angekommen, traf ihn fast der Schlag. Nicht wegen der überall herumlungernenden Arbeiter und Arbeiterinnen, sondern wegen der Jet selbst. Der 35 Meter durchmessende Rohbau sah desaströs aus - anders konnte man es nicht beschreiben. In der Halle herrschte eine ungeheuerliche Unordnung, als habe eine Bombe eingeschlagen. Von der peniblen Ordnung, die Richsen in der APFER- Werft stets erlebt und gehalten hatte, konnte keine Rede mehr sein.

Ein Schweinestall! dachte er. Überall lagen und standen Teile und ganze Baugruppen herum, waren Werkzeuge dazwischen am Boden verteilt, schimmerten sogar Lachen von Öl. Und kein Mensch arbeitete. Sie saßen in Gruppen zusammen, unterhielten sich oder vertrieben sich die Zeit mit Spielen. Als Richsen eintrat, drehten ihm einige kurz die Köpfe zu. Andere stießen sich an, aber keiner nahm wirklich Notiz von ihm. Dies war offene Arbeitsverweigerung! Banther Richsen spürte die ihm entgegenschlagende Ablehnung fast körperlich. Er musste damit rechnen, wenn er weiter in die Halle hineinging, angerempelt oder sogar geschlagen zu werden. Das hätte er sich noch vor wenigen Tagen niemals träumen lassen. Die Männer und Frauen hatten Witze über ihn gemacht, ihn Panther und manchmal ironisch »\_Chef« genannt. Für sie war er immer der gute Kumpel gewesen, der gute Geist der Werft. Und nun?

Er entdeckte Black, Rohr und Jennings an einer Landestütze des Raumschiffsskeletts, wo sie auf Kisten saßen und Karten spielten. Banther holte tief Luft, dann ging er mit drohend gesenktem Kopf auf sie zu. Als er sie erreicht hatte, blieb er stehen und legte dem rotbärtigen Cisco Black die rechte Hand auf die Schulter. Black zog die Schulter weg und drehte den Kopf zu ihm um. »Was willst du, Richsen?« fragte er mürrisch. »Uns wieder Vorträge halten? Sei vorsichtig, dein Roboter mag das nicht.« »Er ist nicht mein Roboter, er ist ein Mistkerl, und so heißt er auch. Ich muss ihn ertragen.«

»Du musst das?« fragte Armin Rohr, ein schmaler, 50jähriger Mann mit spitzem Gesicht. »Deine Arkoniden haben ihn dir aufgezwungen?« »Es sind auch nicht meine Arkoniden!« sagte Richsen heftig. »Mensch, seid doch nicht so verbohr! Wir vier haben immer zusammengehockt und auch zusammengearbeitet. Ihr kennt mich doch besser. Ich... ich bin da in etwas hineingerutscht, Freunde. Ich kann doch nichts dafür.« »Aber du bist Halbarconide, einer von ihnen«, stellte Jennings fest, ein gemütlicher, fülliger Techniker, den so schnell nichts aus der Ruhe brachte. Dabei war er erst 27 Jahre alt.

»Eben deshalb!« Richsen raupte sich die Haare. »Ich bin nicht einer von ihnen! Ich bin in meinem ganzen Denken, Fühlen und Tun so sehr Terraner, dass ich fast selbst nicht mehr wusste, dass mein Vater ein Arkonide war. Und habt ihr es je bemerkt, eh? Habe ich euch jemals Grund dazu gegeben, an meiner Loyalität zu zweifeln?« »Nein«, gab Jennings zu. »Aber da wussten wir auch nicht ...« »Jetzt wisst ihr es! Aber seit wann diskriminiert ihr andere Völker? Obwohl ich keinem anderen Volk angehöre!« »Es ist keine Diskriminierung, Panther«, sagte Black. »Es ist Krieg. Und du stehst auf der Seite unserer Feinde.« »Das tue ich nicht!« rief Richsen leidenschaftlich aus. »Ihr verhaltet euch falsch, steckt mich in eine Ecke, in die ich nicht gehöre.« »Warum lehnst du dann nicht deinen neuen Posten ab?« fragte Jennings. »Den als Verwalter.« »Weil ... ich das nicht kann!«

Banther wollte noch hinzufügen, warum nicht, als er die Berührung an seinem Arm spürte. Er fuhr herum. Mistkerl schwebte dicht hinter ihm und hielt seinen Arm umklammert. »Ich verstehe schon«, sagte der Techniker niedergeschlagen. »Ich soll nicht weiterreden.« »Nicht so«, sagte der Kampfroboter. Richsen seufzte und riss seinen Arm los. Die ehemaligen Kollegen sahen ihn fragend an. Vielleicht verstanden sie jetzt etwas von dem, was er ihnen sagen wollte, aber anscheinend nicht durfte. Er versuchte, ihnen mit den Augen Zeichen zu geben.

»Du bist ein ganz armes Schwein«, sagte David Jennings mitfühlend. »Dann begreift ihr?« fragte Richsen in aufkommender Hoffnung. »Ihr versteht, dass ich nicht ...?« »Wir verstehen, dass du tun musst, was du tust«, meinte Rohr. »Aber das ändert nichts an der Sache. Wir arbeiten nicht für die Arkoniden.« Banther setzte sich neben Jennings auf die Kiste. »Das ist mein Todesurteil«, sagte er, bevor Mistkerl wieder eingreifen konnte. »Wenn die Jet nicht am fünfzehnten März fertig ist, ist mein Leben verwirkt. Wollt ihr das?« Die drei anderen schwiegen betreten. »Die MILANO ist ein mächtiges und wirksames Kriegswerkzeug«, sagte Black dann. »Wir können und werden sie nicht an die Arkoniden ausliefern. Mit ihr lassen sich ganze Planeten ausspionieren - warum nicht die freien Menschenwelten der LFT? Sie in den Händen der Arkoniden - nein, das dürfen wir nicht zulassen.«

Banther Richsen senkte den Kopf in seine Hände, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Eine Hand legte sich schwer auf seine Schulter. Sie gehörte David Jennings. »Gib auf und schließe dich uns an, Panther«, sagte er und klopfte dabei auf seine Armbinde. »Die Arkoniden bluffen vielleicht nur. Und wenn nicht, dann können wir dich verstecken. Es gibt hier einige Möglichkeiten.« »Doch nicht, wenn er bei mir ist«, flüsterte Richsen und deutete mit dem Daumen über die Schulter, wo der Roboter schwebte. »Tja, das ist allerdings ein Problem«, sagte Rohr. »Aber du musst verstehen, Panther, dass wir für ein höheres Ideal kämpfen und keine Rücksicht auf einen einzigen Menschen nehmen dürfen auch wenn du es bist.«

»Diese weißen Banderolen an euren Armen«, sagte Richsen. »Was bedeuten sie?« Jennings erklärte es ihm. Richsen nickte langsam. »Also passiver Widerstand.« Er presste die Lippen aufeinander und sah sich wieder um. Neben der Ablehnung glaubte er Furcht in den Augen der Menschen zu erkennen - Furcht vor dem arkonidischen Kampfroboter, von dem sie annehmen mussten, dass er auf Richsens Befehle hörte. In einer plötzlichen Anwandlung hätte er es fast mit einer Demonstration versucht - einer Demonstration seiner Gewalt über Mistkerl und von dessen Fähigkeiten: ein paar Warnschüsse über die Köpfe der Streikenden hinweg, ein Loch in eine Wand brennen.

Dann erkannte er die Unsinnigkeit einer solchen Aktion. Bis jetzt lehnten ihn die Leute nur ab. Setzte er aber Mistkerl gegen sie ein, und wenn auch nur als Drohung, würden sie endgültig zu seinen Feinden werden. Dennoch ... Er musste diesen Streik beenden. Er musste die Männer und Frauen zurück an die Arbeit bringen. Richsen stand auf und stemmte die Fäuste in die Seiten. »Hört mir zu!« rief er laut. Köpfe ruckten zu ihm herum. »Ich weiß, dass ihr alle mich hört! Ich bitte euch, die Arbeit wiederaufzunehmen. Ich tue es als euer Freund! Bis zum fünfzehnten März muss die MILANO fertiggestellt sein! Uns bleibt also noch fast ein Monat! Das ist zu schaffen!«

»Hau ab!« schrie ihn ein Mann an. »Verzieh dich, Arkonidenknecht!« Er erhielt Beifall. Banther Richsen hatte das Gefühl, zu schrumpfen. Also so ging es nicht. Er hatte es noch einmal versucht. Nun blieb ihm wirklich nur noch eine Möglichkeit. »Dann befehle ich euch, an die Arbeit zu gehen! Zuerst sorgt ihr hier für Ordnung! Ich gehe jetzt, und wenn ich morgen wiederkomme, will ich alles sauber sehen und euch an der Jet! Ist das verstanden worden?«

»Du willst uns Befehle erteilen? Du?« Ein stämmiger Mann hatte sich erhoben und kam in drohender Haltung auf ihn zu. »Ich werde dir zeigen, was wir davon halten!« »Danny, lass ihn!« rief eine Frauenstimme, aber es war zu spät. Der Hüne wollte sich mit ausgestreckten Armen auf Richsen stürzen. Bevor Banther jedoch reagieren konnte, schoss der Kampfroboter. Sein Paralysestrahl fällte den Angreifer. Der Hüne knickte in den Knien ein und kippte mit ungläubig aufgerissenen Augen einfach um. Ein vielstimmiger Aufschrei erscholl. Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich auf den Gelähmten stürzen wollten, um nach ihm zu sehen, wurden ebenfalls von Mistkerl paralytisiert und stürzten zu Boden.

»Bleibt, wo ihr seid!« rief Banther Richsen. »Dann wird euch nichts passieren! Ihr habt gehört, was ich gesagt habe. Wenn ich morgen zurückkomme, will ich hier alles in Ordnung sehen, und ihr seid an der Arbeit! Weigert ihr euch, drohen euch harte Strafen. Dass ihr nicht fürs Nichtstun bezahlt werdet, versteht sich von selbst. Wenn auch das nicht hilft, werde ich mir geeignetere Maßnahmen überlegen.« »Verräter!« schrie jemand. Und David Jennings sagte: »Das hättest du nicht tun sollen, Panther. Jetzt sind die Fronten klar. Du gehörst nicht mehr zu uns.« Es war also geschehen. Das, was

Richsen hatte verhindern wollen, war eingetreten. Er hatte geschimpft, befohlen und gedroht. Der Graben zwischen ihm und den anderen war scheinbar unüberwindbar geworden.

Er, der kleine, tollpatschige Techniker, hatte weit über ihm stehenden Fachkräften gesagt, was sie zu tun hatten. Dabei hatte er keine Ahnung. Er musste sich auf sie und ihr Fachwissen verlassen. Das hieß aber, dass sie ihn beliebig an der Nase herumführen konnten. Er konnte ihre Arbeit nicht kontrollieren. »Wir sehen uns morgen wieder!« rief Banther noch einmal und verließ die Halle. Die Männer und Frauen machten ihm und dem Kampfroboter verängstigt Platz. Sie wollte nicht auch paralysiert werden. Mistkerl! dachte Banther Richsen. Dabei war der Roboter spätestens jetzt seine Lebensversicherung.

Wie angekündigt wartete Banther Richsen mit seinem nächsten Besuch in der Montagehalle bis zum anderen Tag. Als er sie diesmal betrat, geschah das in Begleitung von Kinda Apfer. Er hatte ihr damit gedroht, sie aus der eigenen Werft auszusperrern, wenn sie sich nicht kooperativ zeigte. Er führte also seinen Kurs fort und spielte den starken Mann - in dem Wissen, dass er sich nicht noch unbeliebter machen konnte, als er es jetzt schon war. Richsen hatte es aufgegeben, nach Freundschaft und Verständnis zu suchen. Er konnte zwar nicht mehr in den Spiegel sehen, aber insgeheim hoffte er, dass Perry Rhodan bald käme und die Arkoniden zum Teufel jagte und dass sich dann alles aufklären würde - möglichst noch vor dem 15. Januar.

Realistischer, das wusste er, war die Einschätzung, dass die Beschäftigten der Werft dann ihn zum Teufel jagen würden - wenn es für ihn glimpflich abging. Es konnte allerdings schlimmer kommen. Banther Richsen saß zwischen den Fronten. Obwohl mit nie geahnter Machtfülle ausgestattet, drohte ihm von den Arkoniden der Weg nach Celkar und von den Terranern bittere Rache, wenn das Solssystem wieder frei war. Dann konnte ihn auch der Roboter nicht mehr beschützen.

Kinda Apfer hatte sich ihm also - zum Schein, das war ihm klar - gebeugt und bereit erklärt, für ihn die Arbeiten an der Space-Jet zu überwachen. Und als sie an diesem Tag die große Halle betraten, wirkte sie zu Richsens Erleichterung aufgeräumt und sauber. Die Männer und Frauen waren an der Arbeit, überall auf den Rohbau verteilt. Sie würdigten Richsen und Apfer kaum eines Blickes, und wenn doch, sprachen Trotz und Verachtung daraus - für beide. Kinda Apfer schien das nicht viel auszumachen. Sie hatte vorerst die Seite der Macht gewählt, obwohl sie, was Richsen befremdete, noch immer die weiße Binde trug. »Dort oben«, sagte sie und zeigte auf eine Montageplattform. »Lew Czelnikow, der Leitende Ingenieur. Er wird uns sagen können, wie die Arbeiten fortschreiten.«

»Und wenn er es nicht tut?« »Er wird.« Sie ließen sich von einem Rollband zur Plattform hinauftragen. Lew Czelnikow war ein grauhaariger, dünner Mann mit einer Halbglatze und einem Kinnbärtchen. Er sprach mit einigen Spezialisten, als Richsen und Apfer die Plattform betraten. Sofort verstummte das Gespräch. »Lasst euch nicht stören«, sagte Richsen und gab sich Mühe, seine Stimme hart klingen zu lassen. Die Männer und Frauen sahen ihn an, dann den Roboter in seinem Rücken, schließlich ihre bisherige Chefin. »Ich habe mit Freude festgestellt, dass sich dieser Saustall wieder in eine aufgeräumte Montagehalle verwandelt hat. Gut so. Und nun würde ich gerne über den Stand der Dinge informiert werden.«

Er blickte dem ihm haushoch überlegenen Ingenieur in die Augen und schaffte es tatsächlich, dessen Blick standzuhalten. Er sah die gewohnte Ablehnung darin, aber auch tiefe Sorge und Enttäuschung, als Lew die Firmenerbin ansah. »Bitte, Lew«, sagte Kinda Apfer. Czelnikow nickte seinen Mitarbeitern zu. »Es ist gut, ihr wisst Bescheid. Ich erwarte euren Bericht am Ende der Schicht.« Sie gingen, und Lew Czelnikow wandte sich Richsen und Apfer zu. »Wir haben Schwierigkeiten«, sagte er. »Seit etwas mehr als zehn Stunden wird wieder an der Jet gearbeitet, aber unsere Arbeit führt in Sackgassen.«

»Was soll das heißen?« fragte die Apfer. Lew hob die Schultern. »Das soll heißen, wir kommen nicht weiter. Alle Teile sind inzwischen an Ort und Stelle, aber sie passen nicht.« »Überall?« erkundigte sich Kinda Apfer. »Nicht überall. Stellenweise kommen wir gut voran. Eine Baugruppe ist schon komplett eingefügt, aber andere... bereiten Schwierigkeiten.« »Seht zu, dass ihr sie behebt«, ordnete Kinda an. Richsen ließ sie reden und Anweisungen geben. Das entlastete ihn. Aber als sie fertig war, sah er sich gezwungen, ihre Worte zu bekräftigen. »Ich erwarte Erfolge«, sagte er. »Morgen um die gleiche Zeit sind wir wieder hier.« Lew Czelnikow antwortete nicht. Richsen und seine ehemalige Chefin ließen sich wieder hinunter auf den Boden tragen. Banther sah Black, Rohr und Jennings an einem Aggregat arbeiten, von dem er keine Ahnung hatte, was es war. Sie blickten kurz zu ihm herüber, aber keiner winkte oder lächelte. Warum auch?

Banther Richsen kam sich vor wie ein Aussätziger, völlig isoliert. Im Büro der Betriebsleitung stellte er noch einige Fragen an Kinda Apfer, vor allem die eine: »Kam es in der Vergangenheit auch schon zu solchen ... Sackgassen bei der Produktion?« »Nun, dann und wann schon, selbstverständlich. Wir stellen hier ein Hightech-Produkt her. Da verläuft nicht immer alles reibungslos.«

Banther Richsen glaubte, dass sie ihm auswich, aber er bohrte nicht weiter. Sie spielte ihr Spiel und er das seine. Natürlich war sie ihm geistig und was das Fachwissen betraf, hoch überlegen. Da machte er sich keine Illusionen. Wenn sie wollte - und alles sprach dafür -, konnte sie ihn an der Nase herumführen und hinter seinem Rücken mit den Widerständlern kooperieren. Gegen ihn. Er hatte das Gefühl, alle lachten ihn aus. Nicht so, wie sie es früher getan hatten, sondern hämisch, niederträchtig, nur darauf wartend, dass er unter der Last zusammenbrach. Aber den Gefallen wollte er ihnen nicht tun.

Wie gerne hätte er sich auch eine solche weiße Binde übergezogen und ihnen allen zugerufen: »Seht her, ich bin einer von euch!« Aber dann hätte er gar nicht erst darauf warten müssen, dass die Arkoniden ihn auf Celkar zum Tode verurteilten. Vielleicht musste es auch gar nicht erst so weit kommen. Vielleicht war sein Henker schon hier. Er drehte sich zu ihm um. »Mistkerl!«

Am anderen Tag wiederholte sich die Zeremonie. Banther Richsen und Kinda Apfer, gefolgt vom unvermeidlichen Kampfroboter, betraten die Montagehalle und ließen sich zu Lew Czelnikow hinauftragen, der vor einer langen Reihe von Bildschirmen saß und Diagramme, Zahlenkolonnen und Texte studierte. Der Ingenieur schrak auf, als er Richsen und Kinda Apfer sah. »Nun?« fragte der Verwalter von Arkons Gnaden. »Wie seid ihr weitergekommen?« »Leider gar nicht«, antwortete Lew. Er wirkte ehrlich erschüttert. »Die einfachsten Baugruppen lassen sich nicht zusammenfügen. Teile werden von dem Rohbau nicht angenommen. Impulsströme fließen nicht. Wir stehen vor einem Rätsel.« »Dann löst es! Wir haben schon zwei Tage vergeudet! Am fünfzehnten März ist Ultimo!« Kinda Apfer trat mit Lew Czelnikow in ein Fachgespräch ein, von dem Banther Richsen nicht die Bohne verstand. Er sah nur die Enttäuschung - echte oder gespielte? - auf ihrem Gesicht, als sie wieder gingen.

»Ich begreife es nicht«, war ihr einziger Kommentar. »Wenn das so weitergeht, schaffen wir den Termin nie. Aber das habe ich dir ja schon vorausgesagt.« Ja, dachte er. Im Zusammenhang mit der Widerstandshaltung der Arbeiter. Banther Richsen blieb an diesem Tag in der Mittagspause im Büro der Betriebsleitung. Als Kinda Apfer und die anderen Mitarbeiter hinunter in die Kantine gegangen waren, wurde er aktiv. Banther entnahm dem Bürosyntron einen Datenträger mit Einzelheiten der Montage und flog damit zu sich nach Hause. Dort legte er den Träger in seinen Heimsyntron ein. Einige Male ließ er die gespeicherten Informationen ablaufen. Erst nach dem fünften Mal begriff selbst er einige Zusammenhänge.

Richsen nahm den Datenträger wieder an sich und flog zur Werft zurück. Ohne das Büro aufzusuchen, begab er sich sofort in die Montagehalle und zu Lew Czelnikow, immer gefolgt von seinem Kampfroboter Mistkerl. Dann stellte er Czelnikow einige Fragen zum Produktionsablauf, die er sich aufgrund seines neuen, spärlichen Wissens zurechtgelegt hatte, und stellte fest, dass ihm der Ingenieur ehrliche Antworten gab. Seine Meinung über Czelnikow wurde bestätigt: Dies war ein Mann, dem das Wohl der Werft am Herzen lag. Sicher, auch er trug die weiße Binde, aber er war in tiefer Sorge um den Fortbestand der Werft. Wie es aussah, steckte er nicht mit den Saboteuren unter einer Decke, sondern verstand die Ausfälle und »Sackgassen« wirklich nicht.

»Also woran liegt es?« fragte Richsen. »Wir sind unter uns, niemand hört zu. Warum geht es mit der Fertigstellung der APF-II-9I nicht voran?« »Es ist, wie ich sagte«, antwortete Czelnikow. »Nichts scheint mehr zusammenzupassen.« »Weil deine Leute es nicht wollen«, sagte ihm Richsen auf die Nase zu. Czelnikow wand sich. Es war ihm anzusehen, dass er litt. »Das vielleicht auch«, gab er zögernd zu. »Ich kann und will dazu nichts sagen. Aber wir haben ein anderes Problem.« »Ja? Was ist es?« »Die Fertigstellung der MILANO hängt nicht nur an unzähligen montagetechnischen Details fest, sondern in Wirklichkeit und in erster Linie an einem Material-Engpass.«

»An welchem?« fragte Richsen. Lew Czelnikow sah sich um, als müsse er befürchten, dass ihr Gespräch belauscht würde. Immer wieder kehrte sein Blick zu dem Roboter zurück. »Er wird dir nichts tun«, sagt Richsen. »Er tut niemandem etwas - es sei denn, ich befehle es ihm.« Das war übertrieben

und dumm; überflüssig. Er wusste es in dem Moment, in dem er es sagte. Richsen hatte Mistkerl noch nie etwas befohlen; geschweige denn Gewalt auszuüben.

Aber Czelnikow schien die Bemerkung überhört zu haben. Er beugte sich zu Richsen vor und sagte flüsternd: »Um die MILANO fertigzustellen, benötigen wir sechzig Howalgoniumkristalle mit der Spezifikation RT-0066.« Der fünfdimensionale Schwingquarz Howalgonium, das wusste Richsen, strahlte innerhalb einer bestimmten Bandbreite, die von der inneren Struktur abhing. Spezifikation RT-0066 bedeutete, dass die Bandbreite der Vario-Abweichung nicht mehr als 66 Kalup betrug, was kaum zu unterbieten war.

»Vorrätig«, sagte Czelnikow leise, »sind allerdings nur Kristalle der Spezifikation RT-0195. Die 0195-Kristalle sehen aus wie die 0066er, schwingen jedoch mit einer höheren Vario-Bandbreite, was sie für den Einsatz in den hochsensiblen Ortgeräten der APFER-II-Baureihe unbrauchbar macht. Die Ortanlagen der MILANO können nicht auf einen 0195-Betrieb umgestellt werden. Es gibt keine Möglichkeit, die Kalibrierung zu ändern, zumal die 0195-Kristalle überdies umgebungssensitiv sind. Das heißt, ihre Schwingungsfrequenz passt sich im Hyperspektrum in geringem Umfang der Umgebung an. Und Kristalle, deren Frequenz nicht in jeder Umgebung konstant bleibt, sind als Bauteile in einer Hightech-Umgebung, besonders aber in einer Präzisions-Ortanlage, unbrauchbar.«

Lew Czelnikow fuhr sich mit der rechten Hand über den Mund, als hätte er zuviel gesagt. Wieder sah er sich scheu um. »Ich danke dir«, sagte Banther Richsen. »Du hast mir sehr geholfen. Zwar verstehe ich nicht viel von dem, was du gerade gesagt hast, aber ich weiß nun, dass wir Howalgoniumkristalle mit der Spezifikation RT-0066 brauchen. Wäre uns wirklich damit geholfen?« »Auf jeden Fall«, sagte Czelnikow. »Sie würden die Vollendung der MILANO ein Riesenstück weiterbringen.« »Dann werde ich sie euch besorgen«, versprach Banther. »Und vielleicht überlegt ihr euch, wie die Montageprobleme zu beheben sind. Wir verstehen uns?«

»Du meinst, dass sie ...?« »Genau«, sagte Richsen. »Mach deinen Einfluss auf deine Leute geltend, Lew Czelnikow! Denk daran, das Schicksal der Werft hängt davon ab.« Er klopfte dem Ingenieur auf die Schulter und verließ die Plattform. Als er die Montagehalle verließ, tat er das in dem Gefühl, wenigstens einen halbwegs Verbündeten im Rücken zu haben und nicht nur diesen lästigen Kampfroboter! Dann begab er sich ins Büro der Betriebsleitung, das mittlerweile zu seinem Büro geworden war, und schickte Kinda Apfer und die Sekretärinnen nach Hause. Für sie gab es ohnehin nichts mehr zu tun. Die APFER-Werft war von dem Rest der Welt so gut wie abgeschnitten.

Während der nächsten Stunden klemmte sich Banther Richsen persönlich ans Funkgerät, suchte die Rufkodes der Zulieferer heraus und versuchte, die Howalgoniumkristalle mit der Spezifikation RT-0066 aufzutreiben. Die Lieferung wurde ihm für den kommenden Tag schon zugesagt, die Zulieferer zeigten sich kooperationsbereit. Banther Richsen lehnte sich im Sessel zurück, halb zufrieden, halb skeptisch. Warum befanden sich die Kristalle nicht am Lager? Warum waren sie nicht schon längst bestellt und geliefert worden? Er hatte ein schlechtes Gefühl, und es sollte ihn nicht trügen. Wie lange hatte er noch zu leben? Banther hatte längst begonnen, die Tage zu zählen.

## 7. Terra / Luna 21. Februar 1304 NGZ

Der Erdmond.

Allen voran ging Mascant Kraschyn. Er war praktisch immer dort zu finden, wo seine Untergebenen Löcher in die Plastik-, Stahl- und Gesteinswände der lunaren Großsyntrotronik bohrten und ihre Sprengladungen hineinsteckten. Und das war so gut wie überall unter der Oberfläche des Mondes. Die wichtigsten Sektionen NATHANS wurden mittlerweile permanent von Arkoniden überwacht, allenthalben stieß man auf Wächter der unterschiedlichsten Imperiumsvölker. Neuralgische Punkte waren stets mit mindestens einem Naat verstärkt.

Ein Gefühl der Bedrohung war allgegenwärtig; nicht allein, weil die kristallimperialen Besatzer den Finger am Abzug ihrer Waffen hatten, sondern auch aufgrund der Gegenseite. Zu keiner Zeit konnten die Arkoniden wirklich wissen, wie lange NATHAN stillhalten würde. Es ergab sich das Gefühl einer gegenwärtigen, gegenseitigen Vernichtung. Noch hatten beide Seiten es in der Hand, die andere in einem schnellen Schlag zu zerstören. Das heißt: NATHAN konnte es. Die Arkoniden rückten erst mit ihren schwer bewaffneten Trupps ins Innere der Großsyntrotronik ein. Ihr Aufmarsch war wahrlich nicht zu übersehen. Jeder noch verbliebene terranische Techniker oder Syntrotronikspezialist in Reichweite der Haupteingangsschleusen sah, was geschah. Die kristallimperialen Truppen versuchten nicht einmal, ihr Vorgehen und Vorhaben geheimzuhalten.

Ihr Ziel war die Sprengung NATHANS, wie von Mascant Kraschyn angekündigt! An Hunderten strategisch wichtigen, in puncto Baustatik neuralgischen Standorten, wurden in die Wände und Decken starke Sprengladungen versenkt. NATHAN wurde komplett vermint. Ein großer Teil der Arbeit wurde von Mascant Kraschyn persönlich beaufsichtigt. Dabei wusste er sehr genau, dass vom TLD die Vorbereitungen für die Sprengung bis ins Detail beobachtet und mitprotokolliert wurden - und dass er seinen Widersacher Noviel Residor mit der Verminum aufs äußerste beunruhigte, vielleicht sogar in Panik stürzte.

Einen halben Tag lang verbrachte Kraschyn mit dieser Beschäftigung. Dann ließ er sich ein Dutzend Terraner vorführen, die seine Soldaten im Inneren NATHANS mit weißen Banderolen an den Oberarmen aufgegriffen hatten. Er ging davon aus, dass sie alle Mitglieder der Widerstandsgruppe Sanfter Rebell waren, und er konnte damit rechnen, dass ihre Aussagen auf die eine oder andere Weise bei Roi Danton oder Noviel Residor landen würden. »Folgendes Ultimatum stelle ich euch!« sagte der Mascant mit absichtlich ruhiger Stimme. »Werden bis zum fünfzehnten März nicht zumindest dreißig Prozent der schwerindustriellen Produktion der Erde wieder erreicht, im Vergleich zum Stichtag der Invasion, dem vierundzwanzigsten Januar, werde ich NATHAN sprengen lassen! Denn dann kommt uns der Neubau eines Rechners billiger als die Erhaltung des Unsicherheitsfaktors namens NATHAN!«

Den letzten Satz betonte er besonders, denn aus ihm ging hervor, dass die Zerstörung NATHANS weniger nur ein Druckmittel war als vielmehr wirtschaftliche und technologische Notwendigkeit. »Und nun geht!« befahl Kraschyn den Terranern. »Richtet mein Ultimatum euren Führern aus! Ich wiederhole es nicht noch einmal...«

Noch am gleichen Tag - einen Tag nach der großen Demonstration am STARDUST-Memorial - kamen im Hauptquartier des TLD Roi Danton und Noviel Residor zusammen. Alpha Karthago lag versteckt in den Kanalsystemen unterhalb des Residenzarks von Terrania. Damit befand sich Mascant Kraschyn, ihr am besten greifbarer Gegner im Solsystem, sozusagen nur »einen Steinwurf entfernt« ohne dass man ihn jedoch angreifen könnte. Danton und Residor mussten froh sein, wenn man in der A UMOKJON die Nähe des Geheimstützpunkts nicht ortete. Noviel Residor leitete zwar den TLD, doch Danton organisierte mit der Gruppe Sanfter Rebell das größte zivile Widerstandspotential des Solsystems.

Eine Gruppe von nicht weniger als etwa zwanzigtausend Meinungsführern weltweit war von Danton und von den TLD-Agenten mit speziellen Funkgeräten ausgestattet worden. Allein über diese Funkgeräte lief die Kommunikation der GSR ab. Der Rest war in der Regel Mundpropaganda. Allein dieser dezentralen Organisationsform verdankte die Gruppe ihre Wirksamkeit; ansonsten hätten die Arkoniden längst schon die führenden Köpfe verhaftet und damit den Widerstand erstickt.

Aber so einfach war es nicht mit der Gruppe Sanfter Rebell. Die GSR leistete keine Geheimdienstarbeit im üblichen Sinn, sondern es handelte sich um die erweiterte Form einer Bürgerinitiative. Die massenhafte Beteiligung an der Gruppe schützte derzeit noch vor Strafe. Ein offener Aufruhr gegen das Regime der Besatzer fand nicht statt. Die Botschaft Kraschyns hatte Danton und Residor in kürzester Zeit erreicht, die »Buschtrommeln« funktionierten bestens. »Was hältst du von dem Ultimatum, Roi?« fragte der TLD-Chef. »Meint er es ernst - oder blufft er?«

Perry Rhodans Sohn legte die Stirn in Falten und tippte sich mit der Kuppe des Zeigefingers gegen die geschlossenen Lippen. Dann nahm er die Hand zurück und holte tief Luft, als wäre er aus tiefer Versunkenheit aufgeschreckt. »Kraschyns erpresserisches Manöver ist interessant aufgefallen«, sagte er. »Natürlich könnte der Mascant NATHAN auch einfach abschalten lassen, sektionsweise oder insgesamt, statt die Großinpotronik auf dem Mond gleich zu sprengen.« »Und das heißt?« Roi Danton schlug die Beine übereinander. Aufleuchtende Holos und sich erhellende Bildschirme warfen farbige Muster auf sein Gesicht. »Ich glaube nicht, dass er NATHAN tatsächlich sprengen will. Er blufft. Die ganze Verminum soll einen entschlossenen Eindruck erwecken und uns glauben lassen, dass er Ernst macht. Er weiß ganz genau, was NATHAN für das Solsystem bedeutet, also auch für die neuen Herren.

Und das weiß NATHAN ebenso gut. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er die Arkoniden sonst so unbehindert agieren ließe.« »Aber wenn Kraschyn

durchdreht? Er will seine dreißig Prozent schwerindustrielle Produktion, wie in dem quasiöffentlichen Ultimatum formuliert. Er braucht sie.«  
 »Wirklich, Noviel? Ist es wahr, dass unterhalb dreißig Prozent des alten Produktionsniveaus die Arkoniden ein Neubau eines Rechners billiger kommt? Eingeschlossen alle damit verbundenen Produktionsausfälle, die zweifellos zusammenbrechende Wirtschaft Terras, und so weiter? Diese Frage müssten wir klären, um Kraschyns Entschlossenheit einzuschätzen.«

»Um uns zu entscheiden, ob wir Kraschyn nachgeben - und auch NATHAN entsprechend instruieren? Oder ob wir unbeugsamen Widerstand leisten?«  
 »Ja. Leider verfügen wir hier in Alpha Karthago nicht über spezialisierte Wirtschaftswissenschaftler. Doch unser Syntron müsste Berechnungen anstellen können, wenigstens überschlägige. Er ist mit allen wirtschaftlich relevanten Daten des Solysystems und Terras gefüttert?«  
 »Davon gehe ich aus«, antwortete Residor. Eine halbe Stunde später hatten sie das Ergebnis. Der Syntron Alpha Karthagos lieferte eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, dass Mascant Kraschyn vermutlich die Wahrheit sagte. »In diesem Fall sollten wir nichts riskieren und vorerst klein begeben«, sagte Danton, obwohl sich alles in ihm dagegen sträubte. »Kraschyn hat NATHAN verminen lassen beziehungsweise ist er noch dabei. Also könnte er zumindest gewaltigen Schaden anrichten.«

»Eben noch hast du anders geredet«, meinte Residor. Danton lachte trocken. »Ich glaube immer noch, dass er blufft, Noviel. Aber ich kann mir nicht sicher sein. Ich werde meinen Einfluss über die Gruppe Sanfter Rebell terraweit geltend machen, so dass die Produktionsausfälle im gesamten System auf unbestimmte Zeit minimiert werden. Denn NATHANS Ende können wir uns nicht leisten, so bitter es für uns ist.«  
 »Wie fühlst du dich jetzt?« erkundigte sich der TLD-Chef. »Verdammt mies«, gestand Danton. »Ich glaube immer noch, dass Kraschyn blufft - aber ich kann mir nicht sicher sein. Und ich verstehe seine Pläne nicht ganz.«  
 »Dann geht es dir wie mir«, sagte Residor. Noch am selben Tag erging die Anweisung an sämtliche Vertreter der Gruppe Sanfter Rebell, den Widerstand zu reduzieren.

#### 8. Terra, Altiplano 24. Februar 1304 NGZ

Tia de Mym wartete auch in dieser Nacht wieder, bis sie glaubte, dass der alte Plato schlief. Dann stahl sie sich aus ihrem Schlafsack, aktivierte ihren Deflektor und schlich sich mit Hilfe der Nachtsichtbrille aus der Hütte. Ein Blick nach Osten zeigte ihr, dass die drei Arkonidenschiffe noch immer an Ort und Stelle schwebten. Wie viele Tage jetzt schon? Tia ging auf leisen Sohlen hinüber zu den Bienenstöcken und öffnete den ersten. Mit Hilfe eines miniaturisierten Ortergeräts machte sie die von ihr präparierten Bienen in dem Gewimmel ausfindig. Dann holte sie die erste mit der langen Pinzette aus dem Stock, legte das reglose Tier danach in eine flache Holzschachtel.

Die junge Frau nahm ein Spezialwerkzeug aus ihrem Beutel und berührte damit das präparierte »Objekt« an seinem Hinterleib - dort, wo sie die winzige Sonde angebracht hatte. Sie rief die während des Fluges der Arbeiterin gesammelten Daten ab. Es war eine langwierige Prozedur, und das Ergebnis war enttäuschend. Tia brachte die Biene wieder in ihren Stock zurück und nahm die nächste präparierte heraus. Das Zeremoniell wiederholte sich, bis sie alle fünfzig in Frage kommenden Bienen untersucht und die Daten ihrer Mikrosonden abgefragt hatte. Auch in dieser Nacht fand sie nicht das Erwartete.

Tia de Mym seufzte und kehrte in die Hütte zurück. Sie schlief jeden Tag schlechter ein. Diesmal dauerte es zwei Stunden. Und als sie erwachte, bot sich ihr das gleiche Bild wie immer. Plato war bereits lange auf, und auf dem Tisch stand ihr Frühstück. Tia schämte sich, jeden Tag mehr. Sie wollte Plato nicht hintergehen. Er war so lieb und so aufmerksam zu ihr. Er hatte etwas Besseres verdient als... Verdammt, dachte sie. Es ist meine Pflicht, und es ist ja auch für ihn! Sie frühstückte, trank von dem herrlichen grünen Tee und reckte den Körper. Danach verließ sie die Hütte zum zweitenmal an diesem Tag, rief Plato ein »Guten Morgen!« zu und ging sich waschen. Plato erwiderte den Gruß. Der alte Mann war in den letzten Tagen viel aufgeschlossener geworden.

Es war ein strahlend heller Tag. Die Sonne brannte warm von einem tiefblauen Himmel. Tia hatte in den Tagen, die sie hier war, eine nie gekannte, natürliche Bräune angenommen. In den letzten Tagen war Plato bei seinen Bienen geblieben, und sie selbst hatte einfach keine Lust auf irgendwelche Alleingänge aufgebracht. Also hatte sie in der Sonne gelegen, nur mit einem Slip bekleidet. Vor Plato brauchte sie nichts zu verstecken. Er hätte ihr Ururgroßvater sein können. Dennoch hatte sie ihn zuvor gefragt, ob es ihm etwas ausmache. An diesem Tag, kurz nach Mittag, gingen sie wieder zu seinen Feldern. Tia half Plato, das Gemüse zu ernten und die Kakteen zu schlagen.

Als sie am Abend wieder in der Hütte saßen, sagte sie spontan: »Plato, würdest du mich von dem Kakteensaft kosten lassen?«  
 Der alte Einsiedler sah sie sehr ernst an. »Was versprichst du dir davon?« fragte er. »Nur ein Abenteuer oder ...?«  
 »Ein Erlebnis«, sagte sie. »Ich liebe die Natur, schon immer, aber erst hier habe ich sie wirklich kennengelernt. Ich möchte erfahren, wie es ist, mit ihr eins zu sein.«  
 »Sonst nichts?« fragte er misstrauisch. »Ich will es wissen«, antwortete sie. »Auf meine Gefahr.« Plato sah sie aus zusammengekniffenen Augen an, lange. Sie hielt seinem Blick stand. Dann nickte er.

»Ich denke, eine kleine Dosis könnte nichts schaden. Aber ich warne dich. Du kannst Himmel und Hölle erleben. Einer unserer großen alten Schriftsteller hat es beschrieben. Sein Name war Aldous Huxley.« Plato lachte. »Leider habe ich keinen Speicherkristall mit seinem Buch, und wenn ich einen hätte, dann besäße ich kein Abspielgerät.«

Der Name des Schriftstellers sagte Tia nichts. Wahrscheinlich war er seit Jahrhunderten tot. Aber sie nickte. »Ich möchte es versuchen, Plato. Du wirst über mich wachen.«  
 »Wer sagt dir das?« fragte er. »Wer die Pforten der Hölle aufstößt, dem kann niemand helfen.«  
 »Das werde ich nicht; ganz bestimmt nicht.« Plato nickte schwer. Dann nahm er eine der mitgebrachten Kakteen und schnitt sie mit einem großen Messer entzwei. Er presste den Saft der einen Hälfte aus und sammelte ihn in einer Schale, die er Tia reichte. »Langsam und vorsichtig«, riet er. »Und nur wenig davon.« Sie nahm die Schale und setzte sie an den Mund. Langsam und vorsichtig, wie er gesagt hatte, nahm sie einen Schluck. Bevor sie einen zweiten Schluck trinken konnte, spürte sie Platos Hände, die ihr die Schale wieder entzogen.

»Das reicht fürs erste Mal«, sagte er. »Glaube mir, du wirst die Wirkung bald spüren. Wenn es dir schlecht werden sollte - hier!« Er reichte ihr einen Eimer. Dann stand er vom Tisch auf, löschte den Lichtspender und legte sich auf sein Bett. Tia schlug sich in den Schlafsack. Noch war es nicht ganz dunkel. Ich darf die Bienen nicht vergessen, dachte sie, bevor die Bilder kamen.

Es war überwältigend. Tia fühlte sich von den Füßen gehoben, obwohl sie lag. In ihrem Kopf wirbelte ein Orkan. Für einen Augenblick wollte sie schreien, sie tat es wohl auch. Ihr Bewusstsein war gespalten. Die eine Hälfte war vom Rausch ergriffen, die andere noch halbwegs klar. Und diese klare Hälfte sagte ihr, was sie tun sollte. Um Hilfe zu schreien, hatte keinen Zweck. In Panik erkannte Tia, dass sie den Kakteensaft getrunken hatte und er bereits in ihr wirkte und dass es kein Zurück gab. Selbst ein Erbrechen hätte ihr nicht mehr geholfen - wie hätte es Plato tun können?

Tia de Mym konnte nur eines tun: mit aller Macht versuchen, den Rausch in die richtige Richtung zu lenken. Vor sich sah sie zwei Türen: die eine die Pforte zum Himmel, die andere das Tor zur Hölle. Sie sah Dämonenfratzen auf sie zukommen, aus dem Höllentor: grell und farbig illuminiert, wie Masken aus einem verrückten Karneval. Tia bebte. Nein, das wollte sie nicht. Mit dem letzten Rest klaren Verstandes führte sie spezielle Atemübungen durch, die sie in ihrem eigentlichen Leben gelernt und trainiert hatte. Und tatsächlich: Die Dämonen verschwanden, und aus der anderen Pforte strömte tiefes Glück in sie hinein. Sie ließ sich davon treiben und hatte das Gefühl, mit allem eins zu sein, überall geborgen. Aber das wahre Glück lag draußen, in der Natur, die sie so liebte.

Tia stand auf. Wie eine Schlafwandlerin verließ sie die Hütte des Alten. Und dann stand sie unter dem freien Himmel und sah die Sterne, die zu ihr flüsterten. Farbige Schleier trieben zwischen ihnen und hüllten die Welt um sie herum ein. Sie und der Himmel waren eins. Sie atmete die Sterne und hörte ihr stilles Wispern. Sie sprachen miteinander, sie sprachen zu ihr. Sie sah die Lichterströme, die sich ganz oben, über ihr, am Gipfel des Firmaments vereinten, goldene Funken und Straßen aus purem Licht.

Tia ging in die Knie und legte sich auf den Rücken. Der goldene Baldachin bedeckte sie, und sie sah, wenn sie den Kopf drehte, die Gräser und Kakteen von innen heraus leuchten. Sie sah, wie die Lebenssäfte in ihnen aufstiegen, von Zelle zu Zelle, wie in einem Röntgenfilm. Sie hörte das Lied und das Flüstern der Pflanzen, und ein nie gekannter, tiefer Friede erfüllte sie. Sie sah große Ameisen auf ihrem Weg, sie trugen getötete Leiber von Fliegen und kleinen Spinnen. Sie wanderten an den Gräsern hinauf, und alles besaß seinen Sinn, seine Ordnung. Die Ameisen grüßten sie, und sie

grüßte zurück. Sie war jetzt ein Teil dieser Natur, dieser Schöpfung. Wie Plato es gesagt hatte: ein Teil des Universums, dessen Flüstern sie hörte. Eine tiefe Andacht überkam sie. Tia sah auf die durchscheinenden, illuminierten Pflanzen und Tiere, sie sah hinauf zu den Sternenfunkeln, und sie sah ... Gott. Sie, die nie eine Kirche von innen gesehen hatte, erfuhr das Erlebnis des Allen seins. Sie fühlte den Geist, der hinter der gesamten Schöpfung stand, und sie war glücklich. So lag sie über Stunden da, bis die Sonne aufging. Ein tiefer Friede hatte sich ihrer bemächtigt, und als sie die Augen aufschlug, ihr Blick verklärt, sah sie Plato über sich gebeugt.

»Ich hätte dich nicht von dem Saft trinken lassen dürfen«, sagte er. »Es war zuviel.« »Nein«, erwiderte sie leise und glücklich lächelnd. »Es war gut, Plato.« Seine Miene machte keinen überzeugten Eindruck. »Hast du gefunden, was du wolltest? Ich habe dich beobachtet, bis du aus der Hütte gegangen bist. Du hattest zu kämpfen.«

»Das ist wahr, Plato«, gestand sie. »Aber ich habe diesen Kampf gewonnen.« »Wie?« »Weil ich ...«, sie besann sich schnell eines Besseren, »... weil ich Glück hatte.« Wie sollte sie ihm auch sagen, woher sie ihre Ausbildung hatte?

»Ich fühle mich unglaublich gut«, sagte sie, »aber ich bin jetzt wieder vollkommen ... nüchtern, so sagt man doch. Oder normal? Egal. Jedenfalls danke ich dir, Plato. Ich habe die Pforte zum Himmel aufgestoßen und meinen Gott gesehen. Ich werde es nicht noch einmal riskieren. Du hattest recht. Die Kraft, die in den Pflanzen wohnt, kann leicht den Verstand kosten. Ich würde den Versuch niemandem empfehlen.« »Das klingt überheblich«, meinte Plato. »Es klingt, als würdest du dich höher als andere einschätzen.«

Sie ergriff seinen Arm und schüttelte den Kopf. »Nein, Plato. Das ist es ganz sicher nicht. Frag mich nicht! Ich kann es dir nicht erklären.« »Dann werde ich keine weiteren Fragen mehr an dich stellen.« Sie nickte und federte in die Höhe. Diesmal bereitete sie das Frühstück zu. Zum erstenmal in ihrem Leben schnitt sie Brot mit einem langen Messer und brühte eigenhändig grünen Tee auf. Sie fühlte sich glücklich, völlig unbelastet, und dabei sollte sie ...

Als sie und Plato am Tisch saßen und aßen, fielen ihr die Bienen ein. Dies war die erste Nacht gewesen, in der sie sie nicht kontrolliert hatte. Was war, wenn sie ausgerechnet jetzt mit der lang erwarteten Information zurückgekehrt waren? Wenigstens eine von ihnen? »Darf ich noch ein paar Tage bei dir bleiben, Plato?« fragte Tia, als sie fertig gefrühstückt hatten. »Ich meine, ich will dir keine Umstände machen.« »Das tust du nicht«, sagte er. »Ehrlich gesagt, ich bin froh, dass ich Gesellschaft habe und dann noch so nette. Jeden anderen hätte ich wahrscheinlich schon zum Teufel gejagt.«

»Oh, danke«, sagte Tia. »Nichts zu danken. Ich hätte da nur eine Frage, weil ich es hasse, wenn es zwischen zwei Menschen Missverständnisse und Unklarheiten gibt.« »Ja?« fragte Tia. Plato zog eine ernste Miene. »Mich würde interessieren, warum du eigentlich jede Nacht heimlich aufsteht und zu meinen Bienenstöcken schleicht.« Tia de Mym zuckte leicht zusammen. Die Frage hatte sie' absolut unerwartet getroffen. »Woher weißt du davon?« fragte sie. Plato grinste sie mit seinen braunen Zähnen an und sagte: »Meine Bienen haben mir davon erzählt.«

»Das kann nicht alles sein«, sagte Tia. Plato stand auf und schickte sich an, die Hütte zu verlassen. »Plato!« rief Tia. »Bitte sag mir die Wahrheit!« »Meine Bienen haben es mir erzählt«, kam wieder die Antwort. »Aber du hast meine Frage noch nicht beantwortet. Warum schleichst du jede Nacht heimlich zu meinen Stöcken?« »Ich ... ich würde es dir ja gerne sagen, aber ich darf nicht«, antwortete sie. »Ich kann dir nur sagen, dass ich deinen Bienen kein Leid antue.« Plato deutete nach Osten, als sie die Hütte verlassen hatten, auf den Himmel, wo die drei Korvetten der Arkoniden deutlich zu sehen waren. »Ist es deswegen?« fragte er lauernd.

»Ich kann es dir nicht sagen«, beteuerte die junge Frau. Pablo sah ihr forschend in die Augen, dann nickte er und ging zu seinen Stöcken. Tia de Mym sah ihm nach. Gern, wäre sie offener zu ihm gewesen, doch das Wissen um sie und ihre Aufgabe würde für ihn nur eine unnötige Gefährdung darstellen. Sie war eine TLD-Agentin. Ihr Chef Noviel Residor hatte Kenntnis davon erhalten, dass Teile des Altiplano seit dem 26. Januar NGZ zu einer Sperrzone erklärt worden waren. Dem Liga-Dienst war bekannt, dass irgendetwas in ParaCity vorging. Man wusste jedoch nicht, worum es sich handeln könnte. Spionsonden fanden keinen Zugang, sie wurden vermutlich von arkonidischen Geheimdienstlern mit Spezialgerät abgefangen.

Immerhin war kein Schutzschirm über Para-City errichtet worden, die leere Stadt war theoretisch erreichbar. In der nach wie vor katastrophalen Lage auf Terra und im gesamten Solsystem verfügte Noviel Residor nicht über genügend ausgebildete Kräfte, um sich der Angelegenheit Para -City mit dem gebotenen Nachdruck zu widmen. Dennoch, Sperrzonen gab es viele, aber wieso ausgerechnet das leerstehende ParaCity? Also wurde Tia de Mym auf die Angelegenheit angesetzt - und zwar allein. Es war ihre Aufgabe, trotz der offensichtlich anwesenden Celistas herauszufinden, was in Para-City vorging.

Die Agentin hatte sich dazu entschieden, einen Versuch mit wesentlich verkleinerten, im Funktionsumfang reduzierten Spionsonden zu unternehmen. Diese Sonden waren es, die sie auf den Rücken der Bienen befestigt hatte - in der Hoffnung, dass möglichst bald eine der Bienen auf der Suche nach ihrem bevorzugten Klee zufällig durch Para-City flog. Und deshalb wertete sie jede Nacht die fünfzig »Flugschreiber« aus. Aber das alles durfte sie Plato nicht sagen, auch wenn sie das Gefühl quälte, Plato habe für seine Gastfreundschaft Ehrlichkeit verdient.

An diesem Tag war Plato wieder sehr schweigsam. Fast den gesamten Vormittag über sprach er kein Wort mit Tia. Sie ahnte, weshalb. Der alte Mann musste verdauen, dass sie ihm ihre Gründe und Ziele nicht nennen wollte. Erst beim gemeinsamen Mittagessen taute er auf. »Ich habe lange überlegt, aber dann bin ich zu dem Schluss gekommen, dass ich dir vertrauen kann«, sagte er. »Du darfst also bei mir bleiben.« »Ich danke dir!« rief sie in ehrlicher Freude aus. »Und ich versichere dir noch einmal, dass deinen Bienen von mir keine Gefahr droht.«

Der alte Mann nickte bedächtig. Ein. flüchtiges Lächeln umspielte seine Mundwinkel. »Nur um eines bitte ich dich«, sagte er dann. »Verzichte in Zukunft bitte auf den Deflektor, denn eine unsichtbare Person, die durch das Gelände schleicht, macht meine Bienen und auch mich selbst nervös. Und außerdem kannst du deine Untersuchungen kurz nach Sonnenuntergang vornehmen, du brauchst nicht bis tief in die Nacht zu warten. Bei Sonnenuntergang sind alle Arbeiterinnen zurück in den Stöcken.« Tia de Mym räusperte sich verlegen.

Dann nickte sie. Sie tat, wie ihr geheißen, und begann mit ihren Untersuchungen eine Stunde nach Sonnenuntergang, während Plato in der Hütte war. Die Hoffnung, dass eine der Bienen an diesem oder dem vorigen Tag etwas »entdeckt« hätte, zerschlug sich. Tia musste weiter warten und Geduld haben. Es fiel ihr von Tag zu Tag schwerer.

## 9. Terra, Mittelmeer 26. Februar 1304 NGZ

Kinda Apfer, Mitglied der Gruppe Sanfter Rebelle, erreichte an diesem Tag die Nachricht, dass Roi Danton seine Strategie geändert hatte. Der Führer der Widerstandsgruppe hatte in Umlauf setzen lassen, dass die Arkoniden auf Befehl des Mascants Kraschyn NATHAN vermint hatten. Steigerte sich die industrielle Arbeitsproduktivität im Solsystem nicht binnen kürzester Zeit um ganz erhebliche Werte, würde Kraschyn NATHAN sprengen und dessen Aufgaben von anderen, leichter zu kontrollierenden Rechnern erledigen lassen. Für die Menschheit wäre NATHANS Ende eine Katastrophe. Sämtliche Großbetriebe der Erde und des Solsystems waren also angewiesen, ihre Produktivität zu steigern. Und was für sie galt, galt auch für Kinda Apfer und ihre Werft.

Die Firmenerbin und ihre leitenden Mitarbeiter verständigten sich hinter dem Rücken ihres »Verwalters« darauf, die Space-Jet MILANO nun so schnell wie möglich fertigzustellen. Doch das erwies sich als gar nicht so einfach. Nach zwei Tagen konzentrierter Arbeit standen sie immer noch da, wo sie begonnen hatten. »Es ist wegen dieses verfluchten Richsen«, sagte Henri Tours, der 68jährige Bauleiter, zu seiner Chefin. »Der Kerl ist besessen, und von Tag zu Tag wird es schlimmer. Mittlerweile führt er sich auf wie ein Feldherr. Panther versucht inzwischen mit einer heiligen Verbissenheit, die Dinge in der Werft selbst zu regeln, und in seiner Ahnungslosigkeit verpuscht er wirklich alles, was nur geht.« »Ich weiß«, seufzte Kinda Apfer. »Wenn er wenigstens diesen Kampfboter nicht hätte. Doch solange er ihn besitzt, kommen wir nicht an ihn heran. Ich sehe keine Möglichkeit, Henri.«

»Es ist zum Verzweifeln. Selbst wenn wir uns zu einer Aktion entschlossen, müssten wir immer noch damit rechnen, dass Arkoniden auftauchen und nach dem Rechten sehen. Wenn Richsen und sein Roboter dann nicht an Ort und Stelle wären, gäbe es gewaltige Schwierigkeiten für uns.« »Ich frage mich, ob wir ihn nicht einweihen sollten«, sagte Kinda. »Bist du verrückt? Richsen würde uns in seinem Wahn sofort bei den Arkoniden verpfeifen. Jedenfalls müssten wir damit rechnen.« »Und? Müsste es ihnen nicht recht sein zu wissen, dass wir jetzt mit Hochdruck an der Vollendung der Jet arbeiten?«

»Es wäre das Eingeständnis, dass wir die Arbeit bisher sabotiert oder wenigstens verschleppt haben«, sagte Tours. »Aber du bist die Chefin. Die Entscheidung fälltst du.« Kinda Apfer wischte sich mit der Hand über die Stirn. »Henri! Wir versuchen es weiter. Bis zum fünfzehnten März sind es noch gute zwei Wochen.

Wann hast du das letztmal mit Lew Czelnikow gesprochen?« »Heute morgen noch. Er weiß auch nicht mehr weiter. Lew steckt in der Zwickmühle, meinst du das? Er ist der einzige, der Richsen ernst nimmt, und umgekehrt der einzige, dem Panther vertraut.« »Eben«, sagte die Werftbesitzerin. »Vielleicht ließe sich über ihn Einfluss ausüben. Instruiere ihn! Das Risiko, dass er sich bei Richsen verplappert, müssen wir eingehen.« »Na gut«, sagte Tours. »Ich spreche so bald wie möglich mit Lew.« Sie nickten sich zu, und der Montageleiter begab sich zu einer Arbeitskolonne auf einer Plattform. Kinda Apfer blieb allein unter dem Rohbau, der Space-Jet stehen und schüttelte langsam den Kopf.

Vielleicht wäre es doch der einfachste Weg gewesen, Banther Richsen die Wahrheit zu sagen. Es musste ihm doch mehr als gelegen kommen, dass die Belegschaft der Werft alles in ihren Kräften Stehende tun wollte, um die MILANO so schnell, wie möglich, also noch vor dem 15. März, fertigzustellen. Stattdessen sabotierte nun er, wenn auch ungewollt, die Arbeiten durch seine verrückten Ideen und Befehle. Kinda Apfer entschloss sich, noch einen Tag zu warten, solange sich Richsen als Verwalter und Chef aufspielte, der es als seine heilige Mission ansah, die Jet auf Biegen und Brechen zusammenzumontieren, unglücklich beraten von Lew Czelnikow. »Ein Tag noch ...«, murmelte Kinda Apfer. »Dann ist der Zirkus vorbei, so oder so.«

Banther Richsen war der totalen Verzweiflung nahe. Nachdem die Zulieferer für die Howalgoniumkristalle RT-0066 sich so kooperationsbereit gezeigt hatten, hatte er auf die Lieferung gewartet, während er gleichzeitig mit seinem Kampfroboter durch die Montagehalle geisterte und die Männer und Frauen antrieb. Sie arbeiteten scheinbar konzentriert und schwer, aber das Ergebnis blieb das gleiche. Alle Montagearbeiten endeten in einer »Sackgasse«. Es war wie verhext. Natürlich vermutete Richsen, dass die Arbeiten hinter seinem Rücken weiterhin sabotiert und verschleppt wurden, und entsprechend giftiger wurde er. Jeder Tag, der ergebnislos verstrich, war ein Tag weniger in seinem Leben. Und die Zeit verging, ohne dass die Lieferung der so dringend benötigten Howalgoniumkristalle eintraf. Erst am dritten Tag kam die Ware, die eigentlich nur wenige Stunden unterwegs hatte sein sollen - doch zu Richsens Entsetzen war es die falsche Lieferung.

Es handelte sich keineswegs um Howalgoniumkristalle, schon gar nicht um die Spezifikation RT-0066, sondern um Dichtungsklappen für sanitäre Einrichtungen. Es war, als hätte sich ganz Terra gegen Banther Richsen verschworen. Er gab seine Bestellung ein zweites Mal auf. Aber auch dieses Mal endete die Lieferung in einem Desaster. Statt Howalgonium erreichte eine Ladung wertvoller, in diesem Fall jedoch nutzloser Positronik-Chips die APFER-Werft. Und da begriff Banther Richsen endgültig, welches Spiel gespielt wurde. Die Terraner wollten nicht produzieren, ganz besonders nicht industrielle Güter, die den Arkoniden in ihren Feldzügen zur Stärkung der militärischen Macht dienen konnten.

Das schlimme war - es war mehr als verständlich. Er hätte selbst genauso gehandelt, wenn ihm nicht ein Kampfroboter namens Mistkerl und ein Gerichtsplanet namens Celkar im Nacken gesessen hätten. Nur weil seine Mutter vor mehr als 85 Jahren auf einer Urlaubsreise... Aber egal - Richsen konnte die Kristalle nicht besorgen, die für die Hochpräzisionsortung der MILANO nötig waren. Ohne Kristalle gab es keine neuen APFER-Ortungsjets.

Und ohne die Space-Jet, Eigenname MILANO, bald keinen Banther Richsen mehr...

Banther Richsen schien alles zu spät. Die APF -II-91 würde niemals fertig werden, und dafür würden die Arkoniden, wie angekündigt, ihn persönlich zur Rechenschaft ziehen. Es sei denn, er konnte diesen gordischen Knoten zerschlagen, der den Fortgang der Arbeiten hemmte. Richsen hatte durchaus bemerkt, dass die Arbeitsmoral »seiner« Leute in den letzten zwei Tagen gestiegen war; dass sie die Space-Jet fertigbauen wollten. Er tat das Seine dazu, indem er sie zu koordinieren versuchte und dorthin schickte, wo seiner Meinung nach die Not am größten war. Er befahl es, kommandierte wie ein Feldherr, aber nur, weil er es nicht besser wusste. Er handelte in gutem Glauben, manchmal unterstützt von Lew Czelnikow, meist aber im Vertrauen auf das, was ihm sein Heimsyntron beigebracht hatte.

Aber hatte er alles auch richtig verstanden? Diese und andere Zweifel nagten an Richsens Seele. Und er erkannte klarer denn je, dass er Hilfe benötigte, und zwar von der Belegschaft. In seiner Rolle als Feldherr hatte er sich nie wohl gefühlt, sie lastete zentnerschwer auf seinen Schultern. Nur - wie sollte er offen mit den Leuten reden, solange Mistkerl seine Worte mithören konnte? Diese Zweifel wurden verstärkt, als Banther Richsen an diesem Tag, wie in letzter Zeit immer, zum Schichtende mit Lew Czelnikow zusammenkam.

»Und?« erkundigte sich Richsen. »Gibt es Fortschritte?« »Nein«, bedauerte der Ingenieur. »Leider nicht.« »Und woran liegt es?« fragte Richsen, als er diesen neuerlichen Schlag verdaut hatte. »Nicht an der Arbeitsmoral der Leute«, sagte Czelnikow vorsichtig. Er kam Richsen überhaupt etwas verändert vor. »Sondern?« »Du solltest mit ihnen reden«, sagte Czelnikow, nachdem er sich ein Herz gefasst hatte. »Du solltest sie weniger bevormunden und sie die Arbeit tun lassen, die sie in langen Jahren gelernt haben.« Richsen starrte ihn an. Er sprach das aus, was er sich selbst gedacht hatte. »Wie?« fragte er und zeigte wieder mit dem Daumen über die Schulter, wo der Roboter schwebte.

»Vielleicht gibt es eine ganz einfache Lösung«, meinte Czelnikow und griff zu einem Zettelblock, der auf einer Konsole lag, und einem Stift. Dann kritzelte er etwas darauf und riss einen Zettel ab. Er reichte ihn Richsen. »So«, stand darauf, mehr nicht. Aber Banther Richsen verstand endlich. »Danke, mein Freund«, sagte er und nahm den Block an sich. Einen Schreiber hatte er selbst. Früh am anderen Tag begann er damit, seine Befehle an die Belegschaft nicht mehr direkt akustisch weiterzugeben, sondern aufzuschreiben. Er testete dieses Verfahren einige Male mit unverfänglichen Nachrichten. Doch es schien ganz so, als habe er zum ersten Mal seit seiner »\_Inthronisierung« durch Baranon wirklich Glück. Mistkerl kontrollierte nicht, was auf seinen Papieren stand!

»Die Arbeiten an der MILANO sollen von sofort an von den Fachkräften nach eigenem Dafürhalten ausgeführt werden«, lautete seine erste ernsthafte Botschaft an die Belegschaft. »Hiermit lasse ich den Spezialisten freie Hand.« Er ließ die Zettel von Lew Czelnikow verteilen. Nur einen lieferte er persönlich ab, im Büro der Betriebsleitung, in dem Kinda Apfer' bisher nur noch geduldet worden war. »Hilf mir, Chefin«, stand darauf zu lesen. »Lass von deinen Technikern irgendwie diesen Kampfroboter ausschalten oder beiseite schaffen. Dann können wir endlich miteinander reden!«

Banther Richsen hatte das Gefühl, alles getan zu haben, um den Produktionsverlauf wieder in Schwung zu bringen. Den Fachkräften hatte er jetzt freie Hand gegeben, es lag vielleicht nur noch an den fehlenden Howalgoniumkristallen RT-0066. Mehr konnte er nicht tun. Das heißt - er versuchte immer noch verzweifelt, die Kristalle zu bekommen, aber nach wie vor blieb der Erfolg aus. Ein Tag flog dahin, ohne dass sich an den Zuständen in der Werft wirklich etwas geändert hätte. Zwei Technikerteams vermeldeten die gelungene Montage einer Baugruppe, aber das war auch schon alles. Ein kleiner Erfolg im Wettrennen mit der Zeit.

Banther Richsen stolperte hilflos durch das inzwischen wieder herrschende Chaos in der Montagehalle - als Mistkerl plötzlich hinter ihm zu Boden sank, scheppernd aufsetzte und stehenblieb. Banther Richsen konnte sein Glück nicht fassen. Er starrte auf den inaktiven Roboter und hätte am liebsten einen Jubelschrei losgelassen. War Mistkerl wirklich erledigt - oder nur vorübergehend lahmgelegt? Die Antwort gaben ihm Kinda Apfer und drei Männer in ihrer Begleitung. Einer davon war Henri Tours. »Es war nach deiner Nachricht wirklich nicht schwer, den Kampfroboter abzuschalten«, sagte er. »Es handelte sich um alles andere als ein hochmodernes Modell. Lediglich die Bewaffnung ... Aber die ist ja nun ausgeschaltet.«

Richsen blickte immer noch ungläubig auf den am Boden liegenden, mit keinem Metallglied zuckenden Roboter. Erst langsam fand er wieder zu sich. Er richtete sich auf. Dann sagte er stammelnd, wobei sich seine Stimme beinahe überschlug: »Ihr glaubt nicht, was für ein Stein mir vom Herzen gefallen ist. Ich muss mich bei euch entschuldigen - für alles, was ich getan habe. Es ... es war nur diese furchtbare Angst vor den Arkoniden und Celkar. Innerlich war ich doch immer einer von euch! Aber ihr wart so ungerecht! Ich kannte doch meinen Vater gar nicht, und ich konnte erst recht nichts für die ... die Verfehlung meiner Mutter! Und dann habt ihr, haben meine ehemaligen Freunde mich behandelt wie einen ...

Feind! Dabei habe ich nie etwas Schlechtes gewollt. Die Arkoniden haben mich in diese verfluchte Rolle als Verwalter hineingepresst - Chefin, du warst doch Zeugin! Es ging um mein Leben, und das tut es immer noch. Aber ich bin einer von euch, ob Halbarkonide oder nicht. Wie konntet ihr

jedem daran zweifeln?« Richsen redete weiter. Er redete sich alles von der Seele, was ihn all die Tage über belastet hatte. Am Ende standen sich er und die anderen sprachlos gegenüber. Kinda Apfer war die erste, die wieder Worte fand.

»Es ist gut, Panther«, sagte sie mit einem verlegenen Lächeln. »Ich glaube, wir haben uns gegenseitig nichts vorzuwerfen. Lass uns die Vergangenheit begraben und gemeinsam dafür arbeiten, dass die MILANO fristgerecht fertiggestellt wird. Es ist jetzt unser aller Ziel, auch das der Gruppe Sanfter Rebell. Es ist in diesen Zeiten nicht leicht, sich richtig zu verhalten. Terra ist besetzt, Arkoniden sprechen täglich Todesurteile über Menschen, wenn PsIso-Netze im Spiel sind. Die Demütigung sitzt so tief, dass es wohl lange brauchen wird, um wieder so etwas wie ein normales Verhältnis zwischen Terra und Arkon herzustellen und das, obwohl am zehnten Februar von Perry Rhodan und Imperator Bostich dem Ersten der Pakt gegen SEELEN-QUELL verkündet wurde. Und immer vorausgesetzt, es gelingt Rhodan überhaupt, uns zu befreien, so, wie es der Residenzfunk nicht müde wird, in Aussicht zu stellen.«

Sie fuhr sich über ihr glattes Haar. »Wir haben uns dir gegenüber falsch ver-, halten, Banther. Ich hoffe, du kannst das vergessen und entschuldigen.« Richsens Schultern sanken herab.

Eine kleine Träne sickerte aus seinem Auge. »Ich habe mich zu entschuldigen, Chefin«, sagte er. »Ich habe nur an mich gedacht und mich in meiner Anmaßung zum Gespött gemacht. Aber ich könnte den Betrieb in der Werft nicht organisieren, ohne den Arkoniden gezielt Schuldige in der Zulieferindustrie oder, noch schlimmer, in der Werft selbst zu präsentieren, wenn ich überleben will. Und das würde ich niemals tun. Die Zulieferer sind die schlimmsten. Sie boykottieren mich seit meiner ersten Bestellung des dringend benötigten Howalgoniumkristalls RT0066. Sie schneiden mich gezielt - und damit die ganze Werft. Und ohne RT-0066 kann es keine neue MILANO geben. Bis zur Stunde X, dem fünfzehnten März, sind jetzt nur noch wenige Tage Zeit, und wenn es nicht zur Übergabe kommt, werde ich meinen letzten Gang nach Celkar antreten müssen ...«

Er wischte sich die Träne aus dem Gesicht. Kinda Apfer und die Spezialisten standen wortlos betroffen vor ihm. Richsen sagte: »Das war alles. Ich werde jetzt zum Hafen fliegen, mich in mein Motorboot setzen und mit ihm auf das Meer hinausfahren. Dann werde ich sehen, wie lange ich dem arkonidischen Polizeiparagrafen entkommen kann. Und ihr habt keine Last mehr mit mir.« »Wir haben keine Last mit dir, Panther«, antwortete Kinda Apfer. Sie trat vor und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Wir werden dir helfen, so gut wir es können. Und ich habe auch schon eine Idee ...«

»Wir werden es folgendermaßen halten«, sagte die Werfteignerin in ihrem Büro, nur wenige Stunden nach der Szene in der Montagehalle. Banther Richsen saß ihr gegenüber, dazu kamen die leitenden Spezialisten, darunter Henri Tours und Lew Czelnikow. »Du, Banther, wirst die APFER-Werft künftig nach außen hin repräsentieren. Für die Arkoniden bist und bleibst du also unser Verwalter. Wir werden dich und deine Herkunft aber als eine Art Schild benutzen, um unsererseits so selbständig wie möglich agieren zu können. Ich meinerseits werde die interne Organisation der Werft betreiben, wie in den zurückliegenden Jahren auch. Dabei liegt die volle Befehlsgewalt wieder in meinen Händen. Ist das soweit in Ordnung, Banther?«

»Vollkommen in Ordnung«, antwortete ein vollkommen desillusionierter Banther Richsen. »Danke«, sagte sie. »Eines bleibt noch. Der Kampfroboter muss mit einem Kodebefehl versehen werden, der ihn beim Auftauchen eventueller arkonidischer Aufseher, aber spätestens am fünfzehnten März wieder in Gang setzt - dann, wenn Baranon kommt, um sich die MILANO abzuholen -, so als wäre nichts geschehen. Oder wir programmieren gleich den ganzen Roboter um, was eigentlich keinen großen Akt für unsere Spezialisten darstellen sollte.«

Sie lächelte verschmitzt. »Unser größter Helfer ist in diesem Fall die Überheblichkeit der Arkoniden. Der Roboter ist ein schlichtes Modell. Er hat nicht einmal eine Fernkontrolle. Wahrscheinlich wollten sie uns damit zeigen, wie tief wir unter ihnen stehen. Unser Glück!« »Danke«, sagte Banther Richsen. »Danke, Chefin.« »Ich habe dir zu danken. Dafür, dass du mir die Augen geöffnet hast. Viel zu schnell ist man mit einem Urteil über Menschen bei der Hand, die anders sind als man selbst. Auch in der heutigen Zeit noch.« »Ich bin ein Terraner«, behauptete Richsen stolz.

Am nächsten Tag war alles anders. Banther Richsen betrat die Montagehalle und sah auf den ersten Blick, dass etliche der am Vortag noch am Boden liegende Baugruppen in die Space-Jet eingefügt worden waren. Er sah Lew Czelnikow auf seiner Montageplattform, wie er ihm mit erhobenem Daumen das Siegeszeichen machte. »Wir kommen voran«, sagte der Ingenieur, als Richsen bei ihm oben war. »Die Hälfte der gestern noch herumliegenden Bauteile sind bereits in die MILANO eingefügt worden. Plötzlich läuft alles wie am Schnürchen.« »Das hätten wir früher haben können«, sagte Richsen bitter, »wenn ich nur nicht so blind und stur gewesen wäre.« »Wir können es noch schaffen. Die Chefin ist gerade dabei, sich persönlich um die Howalgoniumkristalle zu bemühen.« »Was kann ich tun?« fragte Richsen. »Im Augenblick nichts, Panther. Achte nur darauf, dass du den Arbeitern nicht auf den Füßen herumstehst!«

Richsen verstand. Er war überflüssig geworden. Den ganzen Tag über sah Banther Richsen bei den Arbeiten zu; sah, wie eine Baugruppe nach der anderen in die Space-Jet eingefügt wurde. Am Abend erschien Kinda Apfer mit der Nachricht, dass die von ihr bestellten Howalgoniumkristalle mit der Spezifikation RT-0066 soeben eingetroffen seien. Unbeschreiblicher Jubel antwortete ihr. Richsen aber war zwischen zwei Gefühlen hin und her gerissen. Einerseits freute es ihn wie die anderen, dass die Kristalle endlich doch noch gekommen waren, andererseits zeigte ihm Kindas schneller Erfolg, dass die Zulieferer ihn nicht ernst genommen hatten.

Die Belegschaft der Werft arbeitete in Acht-Stunden-Schichten rund um die Uhr. Lew Czelnikow äußerte Richsen gegenüber, dass viele der Leute, nun, da keine Gefahr von Mistkerl mehr drohte, wohl auch für ihn so schufteten - um das Unrecht wiedergutzumachen, das sie ihm angetan hatten. Banther suchte seine alten Freunde Black, Rohr und Jennings auf, die allesamt einen verlegenen Eindruck machten. Dann aber schüttelten sie sich die Hände und lachten - erstmals seit Tagen wieder. Die Techniker lagen gut in der Zeit und konnten sich eine Pause leisten, die sie in der Kantine verbrachten. Banther organisierte für sie drei Extraportionen Maultaschen, ihr Lieblingsgericht.

Plötzlich sah die Welt wieder ganz anders aus. Am 13. März hatten die Spezialisten die Howalgoniumkristalle verbaut. Es gab erste Testläufe, während damit begonnen wurde, die Außenverkleidung anzubringen. Die Impulsströme liefen. Ganz langsam, vorsichtig fast, erwachte die Space-Jet zum Leben. Am 14. Mai war die Hülle fertig. Im Innern des Schiffes wurden letzte Montagearbeiten fällig, und am Morgen des 15. Mai verließen die letzten Spezialisten die endgültig fertiggestellte MILANO. Der Beifall bei der Schiffstau war mäßig. Obwohl die Männer und Frauen der Werft in den letzten Tagen schier Unglaubliches geleistet hatten, wollte keine rechte Freude aufkommen. Jedermann wusste, was mit dem von ihnen geschaffenen Instrument in den Händen der Arkoniden alles möglich war.

Banther Richsen zählte die Stunden bis zum Zeitpunkt X, an dem Baranon kommen wollte, um die Jet in seinen Besitz zu nehmen. Er war müde, brauchte Schlaf. Gegessen hatte er seit über 24 Stunden auch nichts mehr. Richsen war nervös, spürte feuchte Hände und einen trockenen Hals. Je näher der Zeitpunkt von Baranons Ankunft kam, desto fahriger wurde der Techniker. »Mach dich nicht verrückt«, riet Jennings, als er wieder mit seinen Freunden zusammensaß. »Wir stehen diesmal alle hinter dir. Nur - bist du sicher, dass von deinem Roboter keine Gefahr mehr droht?«

»Ich will es doch hoffen«, sagte Richsen. »Mistkerl ist umprogrammiert worden. Er wird auf keinen Menschen mehr schießen. Wenn Baranon kommt, werde ich ihn mit einem Kodewort wieder aktivieren - vorübergehend, bis ' der Arkonide wieder verschwunden ist.« »Mit unserer MILANO«, seufzte Cisco Black. »Verdammt sollen sie alle sein!« fluchte Rohr.

Baranon erschien pünktlich mit einem großen Gleiter, und er kam nicht allein. Bei sich hatte er zehn meist junge Arkoniden und Arkonidinnen in roten, enganliegenden Kombinationen mit dem Symbol des Imperiums auf der Brust: die Besatzung für die APF-II-91. Banther Richsen spielte wie abgesprochen nun wieder die Rolle des von Baranon eingesetzten Verwalters, auf den alles zu hören hatte. Kinda Apfer hielt sich zurück und überließ Richsen das Reden.

»Hier steht das Prachtstück«, sagte der alte Techniker, nachdem er die elf Arkoniden in die Montagehalle geführt hatte. Mistkerl schwebte hinter ihm, was Baranon mit billigendem Blick quittierte. »Auf den Stichtag fertig geworden. Ich hoffe, wir haben den Auftrag zu eurer Zufriedenheit ausgeführt.« »Das werden wir sehen«, sagte Baranon auf seine überhebliche Art. Mit zusammengekniffenen Augen musterte er das 35-Meter-Schiff, das sich über ihm in die Höhe wölbte. »Sind alle Testläufe zufriedenstellend verlaufen?« »Absolut«, antwortete Richsen mit gespielter Stolz, obwohl ihm zum Heulen war. Immerhin war er etwas ruhiger geworden, seitdem Baranon wirklich da war. Das Warten war schlimmer gewesen als seine Anwesenheit und die Fragen, die er stellte. Richsen beantwortete sie mit unterschwelliger Wut. »Würden wir wagen, dir ein unvollkommenes Schiff



anzubieten?»

»Nein«, sagte der Arkonide. »So dumm würdet ihr nicht sein. Vor allem du nicht, mein Freund.« Wie er das Wort »Freund« aussprach, war schon wieder eine Provokation - und ein versteckter Hinweis auf den Gerichtsplaneten, wenn man so wollte. »Nun denn«, sagte Richsen, um die Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. »Hier habt ihr die MILANO. Ihr könnt sie durch die Bodenschleuse besteigen. Sie gehört euch.« Er konnte es sich nicht verkneifen hinzuzufügen: »Unter normalen Umständen betrüge ihr Preis ...«

»Über Geld reden wir nicht«, schnitt ihm Baranon das Wort ab. »Ich bezahle euch einhunderttausend Chronners als symbolischen Preis.« »Das ist überaus großzügig«, sagte Richsen voller Sarkasmus. Beide wussten, dass die MILANO das Zigfache wert war. Richsen sah an dem Arkoniden vorbei, wie es in Kinda Apfers Gesicht zuckte. Offenbar hatte die stolze Frau größte Mühe, sich zu beherrschen. »Und nun gehen wir an Bord«, sagte Baranon herrisch. »Meine zehn Spezialisten, ich und einer von euch, der uns die einzelnen Systeme erklärt. Er wird mit uns fliegen und zu euch zurückgebracht werden, sobald wir die Space-Jet beherrschen.«

»Ich melde mich freiwillig für diese Aufgabe«, kam es von einem Syntronik-Spezialisten. Richsen sah, wie Kinda Apfer zusammenzuckte. Sie wollte den Mann halten, aber er war schonorgetreten. Baranon musterte ihn eindringlich und nickte schließlich. Für ihn war der eine terranische Fachmann so gut wie der andere. »Dann komm!« sagte er. »Du gehst als erster.« Der Mann - Richsen kannte ihn nur vom Ansehen her - warf seiner Chefin einen Blick zu, in dem Richsen so etwas wie eine stumme Entschuldigung zu sehen glaubte. Dann schritt er aus und blieb direkt unter der offenen Bodenschleuse stehen. Nach zehn Sekunden wurde er von einem Antigravstrahl erfasst und langsam nach oben gezogen, in die Jet. »Ich erwarte«, sagte Baranon zu Banther Richsen, »dass ihr unverzüglich mit dem Bau der nächsten Space-Jet dieses Typs beginnt, der APF-II-92. Du wirst die Arbeiten wie gehabt überwachen.«

Der Termin für ihre Fertigstellung ist der fünfzehnte Juli dieses Jahres.« »Das ist unmöglich zu schaffen!« rief Kinda Apfer empört aus. »Wir werden unser Bestes geben«, sagte Richsen schnell, als er sah, wie sich die weißen Brauen des Arkoniden zusammenzogen und sich eine steile Stirnfalte bildete. »Aber Wunder können wir nicht vollbringen.« »Ihr werdet pünktlich liefern«, beharrte Baranon, während er an Richsen vorbei zusah, wie einer seiner Spezialisten nach dem anderen vom Antigravstrahl in die MILANO gezogen wurde. Seine Augen leuchteten in fanatischem Feuer. »Denke immer daran, dass du einer von uns bist, Banther Richsen!«

»Jawohl«, murmelte der Techniker. Baranon nickte ihm, dann Kinda Apfer zu und setzte sich in Bewegung. Eine halbe Minute später war er in der Bodenschleuse der Jet verschwunden. Banther Richsen stand wie zur Salzsäule erstarrt da und beobachtete, wie sich die Schleuse schloss und dafür das Kuppeldach der Montagehalle auseinander glitt. Die Helligkeit des Tages flutete die Halle, als die Triebwerke des kleinen Spezialschiffes anliefen. Die Männer und Frauen, die Zeuge der Übergabe gewesen waren, schirmten die Augen mit den Händen ab.

Und dann, ganz sanft, hob die APF-II91 vom Boden ab. Die MILANO glitt höher und höher, bis sie aus der Halle verschwunden war und erst wirklich zu beschleunigen begann. »Das war' s«, sagte Banther Richsen mit einem Kloß im Hals. »Da fliegt sie hin.« »Mit Vincenzo Fama an Bord«, hörte er Kinda Apfer sagen. Ihre Stimme klang bitter, geradezu böse. »Wir hätten nicht zulassen dürfen, dass er sich für uns opfert.« Richsen drehte sich zu ihr um. »Opfert?« fragte er verständnislos. »Er wird nicht zurückkehren«, sagte die Firmenchefin. »Und er wusste das.«

An diesem Abend fand auf Kinda Apfers Geheiß ein kleines Fest in der Kantine statt. Der Chefin war zwar nicht gerade nach Feiern zumute, doch sie wollte den Spuk aus den Köpfen ihrer Mitarbeiter vertreiben, den ganzen Frust der letzten Wochen. Dass die MILANO fristgerecht fertig geworden war, glich einem kleinen Wunder, und dieses Wunder wurde von den Männern und Frauen dann auch reichlich begossen. Sie tranken, um für wenige Stunden zu vergessen, was sie durchgemacht hatten - und wie sie von den Arkoniden erniedrigt worden waren.

Am anderen Tag würde alles wieder anders aussehen. Dann würde mit dem Bau der nächsten Jet begonnen werden müssen, wenn nicht wieder Repressalien der Arkoniden befürchtet werden mussten. Die Drohung mit Celkar hing nach wie vor im Raum. Und so würde es weitergehen, bis die Erde und das Solssystem befreit waren. Banther Richsen gehörte zu den wenigen, die an diesem Abend nichts Alkoholisches tranken. Er blieb beim Mineralwasser, aß lediglich etwas von den Meeresfrüchten, die Kinda Apfer hatte besorgen lassen und ihrer Belegschaft spendierte. Sie und Richsen saßen an einem Tisch. Daneben noch Lew Czelnikow und Henri Tours. Tours und Czelnikow leerten gemeinsam eine Flasche Rotwein.

»Vier Monate Zeit für eine Spezialjet!« ereiferte sich die Werfterbin. »Das schaffen wir nie, Panther!« »Ich weiß, aber das merken die Arkoniden noch früh genug«, antwortete er. »Wenn das soweit ist, werde ich nicht mehr da sein, um zur Rechenschaft gezogen zu werden. Und an euch werden sie sich nicht vergreifen, weil jeder von euch wichtig ist.« »Nicht mehr da sein?« fragte sie. Richsen nickte und kratzte sich an der rechten Schläfe. »Du hast ganz richtig verstanden, Chefin. Ich werde meinen Job als Leiter der Werft nach außen nicht länger erledigen. Selbst wenn ich als Kollaborateur gesucht werde, werde ich mich nun endlich auf mein Boot zurückziehen und losfahren. Sollen die Arkoniden mich eben suchen kommen. Ich werde genügend Vorräte für drei Monate mitnehmen und eine neue Wasseraufbereitungsanlage einbauen, außerdem ein neues Trivideo-Gerät. Und dann, eines Tages, werde ich einen einsamen Hafen anlaufen und ein neues Leben beginnen.«

»Das ist Unsinn, Panther«, widersprach Kinda, »und du weißt es. Du wirst dich nirgendwo lange vor den Arkoniden verstecken können.« »Perry Rhodan wird kommen und sie davonjagen«, sagte Richsen und trank einen Schluck. »Wenn er nicht vorher ...« Er erinnerte sich an Blacks Worte. »Ja? Wenn er nicht...? Was, Panther?« »Wenn er nicht vielleicht gerade mit unserer MILANO von den Arkoniden gefunden wird. Irgendwo in der Galaxis wird mit Hilfe der APF-II-91 vielleicht schon morgen ein Volk unterdrückt, ausspioniert, gefügig gemacht. Oder die Arkoniden setzen die Orter-Jet gar im Solssystem ein, vielleicht um Stützpunkte des TLD ausfindig zu machen.« Er schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Oder, was ich eben sagen wollte: Möglicherweise wird die MILANO eines Tages Rhodans Spur finden und die Arkoniden zur LEIF ERIKSSON führen.«

»Oh, Panther!« rief Kinda Apfer aus. »Sind das deine Kopfschmerzen? Dann komm mit, ich will dir etwas zeigen.« Sie stand auf und reichte ihm eine Hand. Er ergriff sie und ließ sich halb hochziehen. »Nun komm schon, lass dich nicht so hängen, Banther. Ich habe eine Medizin für dich. Und dann wirst du sehen, welchen Grund ich hätte, Trübsal zu blasen.« Richsen kam um den Tisch herum und folgte ihr aus der Kantine. Überall wurde gezecht und getrunken, aber glückliche Gesichter sah Richsen nicht. Dies war keine Zeit, um fröhlich zu sein.

Kinda Apfer hatte seine Hand losgelassen. Sie schritt zügig voran, er hatte Mühe, mit ihr mitzuhalten. Es war der Weg zur Montagehalle, stellte er fest. Aber was wollte sie ausgerechnet da? »Warte«, sagte sie, als sie die dem Haupteingang gegenüberliegende Wand erreicht hatten. Sie zog einen Impulsschlüssel aus der Tasche und öffnete damit eine Tür, die ihm noch nie aufgefallen war. »Das hier ist ein versiegeltes Materiallager«, sagte sie, als sie vor ihm in einen Raum trat, von dessen Existenz er bislang keine Ahnung gehabt hatte. »Hier lagern die wertvollsten Bestandteile, die man für eine Jet wie die MILANO benötigt.« Richsen verstand immer noch nichts, auch dann nicht, als seine Chefin einen Behälter zum Vorschein brachte, den er allerdings sehr genau kannte. Er hatte ihn schon einmal gesehen, wenn auch nicht in diesem geheimnisvollen, ihm unbekannten Lager.

Kinda Apfer öffnete den Behälter. In ihm befanden sich, wie Richsen sich erinnerte, die Howalgoniumkristalle mit der Spezifikation RT-0195 - also jene preiswerteren Kristalle, die sich für die hochempfindlichen Ortergeräte der MILANO aufgrund instabiler Frequenzgänge nicht hatten verwenden lassen. »Ich weiß, was das ist«, sagte der alte Techniker. »Aber ich verstehe nicht, was du mir damit zeigen willst. Das sind die unbrauchbaren 0195er-Kristalle.« »Eben nicht«, sagte sie. »Dies hier sind die Original-0066er-Kristalle. Ich persönlich habe sie gegen die anderen ausgetauscht. Nur Vincenzo Fama war mein Zeuge.« Banther Richsen schluckte, als ihm die ganze Bedeutung dessen, was er gerade gehört hatte, zum Bewusstsein kam. »Du meinst, du hast - ihr habt...«, stammelte er.

»Ich habe die Howalgoniumkristalle der verschiedenen Spezifikationen vertauscht«, wiederholte sie und sah ihm in die Augen. Sie ließ den Behälter zuklappen. »Die 0066er-Kristalle wurden in die MILANO niemals eingesetzt. Diese vermeintlichen RT-0195er hier sind in Wahrheit die von mir ausgetauschten 0066er.« »Aber das bedeutet ja ...«

Wieder wurde er von ihr unterbrochen. »Es bedeutet, dass von Hochpräzision bei den Ortergeräten der APF-II-91 keine Rede sein kann. Und die Arkoniden werden ohne einen Werftaufenthalt niemals herausfinden, wo der Fehler liegt. Und bis das so weit kommt, ist Terra längst wieder frei.«

»Das hätte ich dir niemals zugetraut, Chefin«, sagte Richsen beeindruckt. »Also waren meine Sorgen umsonst, und ich kann ...« »Du kannst ruhig und getrost bei uns bleiben, Panther«, sagte sie. Dann aber verdüsterte sich ihre Miene. »Was aber Vincenzo Fama betrifft, so hat er sich sein Schicksal

selbst ausgesucht. Wenn die Arkoniden merken, dass die MILANO nicht so funktioniert, wie sie sollte, werden sie ihn als ersten zur Rechenschaft ziehen.«

»Du meinst, sie werden ihn ... umbringen?« »Vincenzo ist todkrank, Banther. Er weiß das. Niemand kann ihm helfen. Er hätte vielleicht noch zwei Monate zu leben.« »Und deshalb hat er sich geopfert?« »Genauso ist es. Trotzdem hätte ich alles dafür gegeben, ihn zurückhalten zu können. Sein Tod ist vielleicht deine Chance, Panther.« Richsen verstand. »Ich glaube, jetzt brauche ich vielleicht doch einen starken Tropfen, Chefin«, meinte er.

»Dann trinken wir gemeinsam, Panther - ausnahmsweise und auf die Freiheit. Aber bis es soweit ist, werden wir morgen mit dem Bau einer neuen Space-Jet beginnen. Bleibst du bei uns, Panther?« »Ehrensache«, sagte Richsen. Dann gingen sie gemeinsam in die Kantine zurück, nachdem Kinda den versteckten Raum wieder verschlossen hatte, und bestellten sich beim Servo-Robot eine Flasche trockenen Rotwein. »Ausnahmsweise«, wiederholte die Firmenchefin, »und auf die Freiheit.« Ihre Augen funkelten. »Auf Perry Rhodan«, sagte Banther Richsen. Wie zur Antwort begann der Boden der Werft zu beben. Ein infernalischer Lärm erfüllte die Kantine, als ein arkonidischer Kugelraumer über die Insel Malta hinwegdonnerte.

10. Terra, Altiplano 16. April 1304 NGZ

Zwei Monate...

Zwei Monate war Tia de Mym nun bereits hier, und immer noch hatte sie keinen Erfolg vorzuweisen. Die TLD-Agentin war kurz davor, ihre Mission abzubrechen und in die Zivilisation zurückzukehren. Was hatte sie erreicht in dieser Zeit? Für ihren eigentlichen Hierseinszweck noch gar nichts. Aber sie hatte in Plato einen Freund gefunden, mit dem sie mittlerweile fast so ein Verhältnis verband wie zu einem älteren Bruder - nicht Vater oder Großvater. Plato war nie belehrend. Er hörte zu, wenn sie sich die Seele vom Leib redete, und gab weise Antwort. Und er sprach, wenn es etwas zum Sprechen gab, sonst nicht. Tia tat es leid um den Tag, an dem sie Abschied von ihm nehmen musste.

Und natürlich quälte es sie immer noch, dass sie ihm nicht die Wahrheit sagen konnte. Sie würde abreisen, und er würde zurückbleiben. Sie hatte nicht einmal das Recht, ihn zu fragen, ob er sie begleiten würde. Plato würde sein Heim, seine Welt niemals aufgeben, und sie verstand das nur zu gut. Seit jenem Tag, an dem sie den Kakteenrausch erlebt hatte, war sie tief in ihrem Inneren eine andere geworden. Sie hatte den Kakteenensaft nie wieder angerührt, denn das Risiko des Absturzes in die Hölle war ihr zu groß. Erst im Laufe der Tage hatte sie nämlich begriffen, wieviel Glück sie gehabt hatte - ob mentales Training oder nicht.

Sie wollte es nicht riskieren, sich das im Grunde tief religiöse Glücksgefühl zu verderben, das sie konserviert hatte. Es stand auch für die Zeit mit Plato, die nach ihrer Rückkehr in die sogenannte zivilisierte Welt und den Liga-Dienst für sie unwiederbringlich sein würde. Am Abend aßen sie noch einmal miteinander. Längst schnitt sich Tia ihr Brot selbst - ja mehr noch: Plato hatte ihr gezeigt, wie sie es selbst zu backen hatte. Auch der erste Bissen vom selbst hergestellten Brot war für Tia de Mym ein Erlebnis gewesen, das sie in andere Welten versetzte.

Nach Sonnenuntergang ging die Agentin wie stets in der letzten Zeit zu den Verschlüssen und den Bienenstöcken, um ihre »Kundschafter« zu kontrollieren. Sie machte sich keine großen Hoffnungen mehr. Das Entnehmen der Arbeiterinnen aus ihrem Stock war zu einem Ritual geworden, einem Selbstzweck. Tia tat es mittlerweile ganz automatisch und desillusioniert. Doch dann machte sie plötzlich große Augen. Als sie die 43. Biene an diesem Abend untersuchte, sah sie, dass diese mit einer Spionsonde zurückgekehrt war, prall gefüllt mit Daten und Fotos aus Para-City!

Die Fotos waren natürlich zweidimensional. Mikrosonden dieser Verkleinerung konnten keine Holographien anfertigen. Tia de Mym checkte mit Hilfe ihrer miniaturisierten Geräte oberflächlich die Aufzeichnungen - und einige der Fotos brachten im wahrsten Sinn des Wortes ihren Atem zum Stocken. Tia de Mym legte die Sonde, die sie vorher von der Biene entfernt hatte, in einen winzigen Behälter und verstaute diesen in ihrem Beutel. Anschließend betrat sie die Hütte und versteckte den Beutel unter ihren Sachen, die sie rasch zusammenpackte.

Sie wusste nur eines: Sie musste noch an diesem Abend, in dieser Nacht, zurück zu dem Gleiter, der in zwanzig Kilometern Entfernung auf sie wartete, seit über zwei Monaten. War er noch da, oder hatten die Arkoniden ihn schon entdeckt? Ihre drei Schiffe hingen selbst jetzt immer noch über dem Gelände im Osten, über Para-City! »Du verlässt mich also«, hörte sie Platos Stimme vom Tisch, wo er bei einem Glas dunklem Wein saß und sie beobachtete. »Habe ich recht?«

Sie fuhr zu ihm herum, noch halb gebückt, und sah ihm in die Augen. »Ich muss es, guter Plato«, sagte sie. »Ich tue es ungern, das musst du wissen.« Aber er musste noch mehr wissen, das wurde ihr klar, als sie den noch halb gedeckten Tisch sah und seine Augen, aus denen so viel Weisheit sprach. Doch was war alle seine Weisheit gegen... »Ich kann dir nur eines sagen, Plato«, raffte Tia sich auf. So einfach konnte sie sich nicht aus dem Staub machen. Der alte Einsiedler hatte ihr über so viele Tage Unterschlupf gewährt, hatte sie mehr oder weniger durchgefüttert - er hatte einen solchen Abgang nicht verdient. »Du musst spätestens morgen früh unauffällig deine Sachen zusammenpacken, deine Bienenstöcke in den altersschwachen Gleiter verladen und zusehen, dass du ihn noch einmal in die Höhe bekommst. Du musst diese Hütte, dein Heim, verlassen, Plato. Ich kann dir nicht sagen, warum, aber du musst es tun! Bitte, glaub mir!«

»Warum, Tia?« fragte der Alte. Sie rang mit sich. Sie konnte, sie durfte ihm nicht sagen, was sie gesehen hatte. »Weil es so ist, Plato. Es kann sein, dass in wenigen Tagen dieser Teil des Altiplano nicht mehr existiert!« Das war auch schon das Äußerste, was sie sagen durfte. Tia zitterte innerlich, vor Sorge um den alten Mann und aus Entsetzen vor dem, was sie in Para-City gesehen hatte. Plato schien in sich zusammenzusinken. Tia stand auf und schulterte ihr Gepäck. Sie zögerte, dann ging sie um den Tisch herum und strich Plato zärtlich über die Schultern, beugte sich hinab und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

»Es ist stockfinstere Nacht«, sagte der alte Mann. »Sieh zu, dass du meinen Gleiter ans Laufen bekommst, und dann flieg mit ihm. Ich werde das Altiplano nicht mehr verlassen. Ich werde eher sterben, auf welche Weise auch immer, als hier noch einmal fortzugehen.« Tia erkannte, dass es sein Ernst war, aber sie wollte es noch nicht wahrhaben. Erst als sie noch einmal versucht hatte, ihn umzustimmen, gab sie es auf und küsste ihn zum letzten Mal.

Plato begleitete sie nicht aus der Hütte hinaus. Tia ging allein, die Infrarotbrille über der Nase. Das kleine Anwesen des alten Imkers blieb in der Dunkelheit der Anden hinter ihr zurück. Sie kroch, kletterte und schlich über die steinigen Wege, die ganze Nacht durch, und immer wieder sah sie die Schreckensbilder aus Para-City vor ihrem geistigen Auge. Im Morgengrauen endlich erreichte sie den Gleiter, den sie hier zurückgelassen hatte. Sie bestieg ihn und flog 150 Kilometer nach Nordosten, zur Stadt La Paz.

Und von dort aus ging es per Transmitter weiter. Tia de Mym hoffte, binnen vier Stunden mit ihrem hochbrisanten Material Alpha Karthago erreicht zu haben. Die TLD-Agentin dachte an Plato und was, aus ihm - und dem Altiplano - werden würde, wenn...

ENDE

Die Auseinandersetzungen um die Erde werden im verborgenen geführt: Den Unterdrückern aus dem Göttlichen Imperium stehen der Terranische Liga-Dienst und die Millionen von Mitgliedern der Gruppe Sanfter Rebell gegenüber. Nur mit Waffengewalt brutalster Art könnten die Arkoniden diese Gruppierung bekämpfen - das aber wollen sie nicht. Bisher ist ohnehin nicht so klar, was wirklich im Solssystem und auf Terra passiert. Insbesondere die mysteriösen Vorgänge in Para-City bedürfen einer gründlichen Analyse.

Mehr darüber im nächsten PERRY RHODAN-Roman, den Arndt Ellmer schrieb. Der Roman erscheint unter dem Titel:

BRENNPUNKT PARA-CITY